

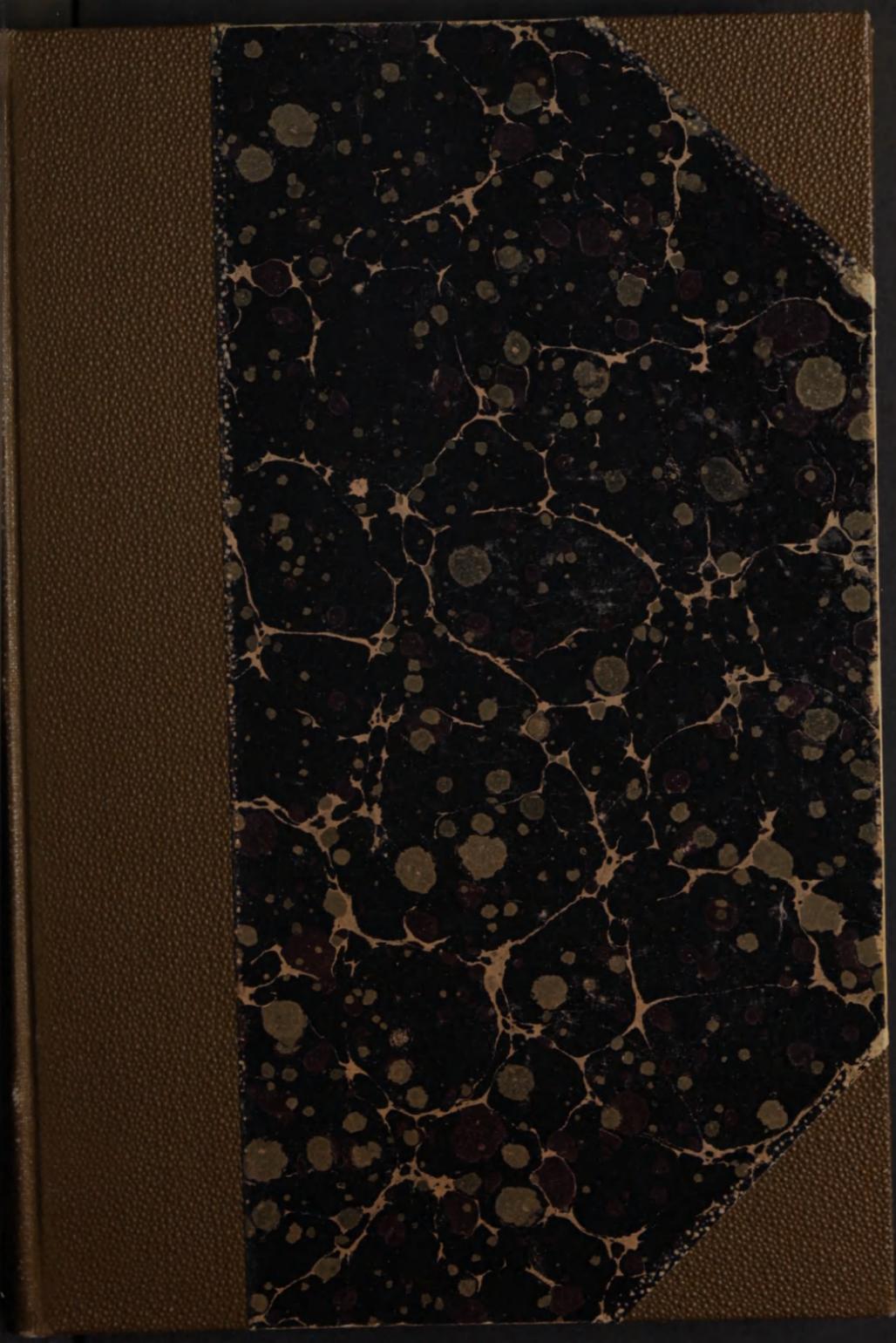
Digitaliseret af / Digitised by

DET KONGELIGE BIBLIOTEK
THE ROYAL LIBRARY

København / Copenhagen

For oplysninger om ophavsret og brugerrettigheder, se venligst www.kb.dk

For information on copyright and user rights, please consult www.kb.dk



THE GREAT GATSBY



DER ROTE GARTEN

ERLEBNISSE IN
SOWJETRUSSLAND



Jugend

1924

VON

1978

HENNING KEHLER

GYLDENDAL'SCHER VERLAG AG. BERLIN



Der rote Garten



HENNING KEHLER

DER

ROTE GARTEN

ERLEBNISSE IN SOWJETRUSSLAND

GYLDENDAL'SCHER VERLAG A. G.
BERLIN

Uebersetzung von Julia Koppel
Umschlagszeichnung: A. Behrmann und G. Kirchbach



1921

Druck: Gyldendal'scher Verlag, Abt. Buchdruckerei
Berlin SW 68

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Petrograd	7
Auf dem Bahnhof von Witebsk	16
Russisches Standrecht	24
Bolschewisten in der Provinz	33
Bolschewismus auf dem Dorf	47
Russische Reiterei	60
Cederblom	70
Dr. Diamant	81
Galizische Juden	95
Der rote Garten	108
Russische Bourgeoisie	127
Die Völkerflucht durch Sibirien	140



Petrograd

I.

Die schönen Sommertage in Petrograd 1917! Jetzt, wo ich nach überstandenen Abenteuern wieder geborgen unter dem grauen Winterhimmel des Nordens sitze, ist es mir, als ob damals das Leben kulminiert habe. Eine alte Zeit war in die Erde gesunken, so leicht wie ein Gespenst, eine neue Zeit kündigte ihr Kommen am Horizont der weißen Nächte an. Und in diesem Interregnum, bevor die düstere Scheibe der Wintersonne in den Morgennebel heraufstieg, ein letzter Gruß der Natur für diejenigen, die hinausgeführt wurden, um erschossen zu werden. Welche Freude, welche Freiheit! Nicht jene gewohnheitsmäßige Freiheit, die wir täglich mit demselben frohen Gesichtsausdruck spazieren führen, sondern die entfesselte Freiheit von Herz und Gemüt, wie die Schuljungen sie empfinden, wenn ein gefürchteter Lehrer unvermutet von einer Stunde ferngeblieben ist. Gestern der Schutzmann auf der Straße, der Gendarm auf der Eisenbahnstation und der Verdacht im letzten Händedruck eines Freundes. Heute hat sich die Polizei versteckt, wenn sie nicht schon im Februar in Stücke gerissen wurde, in der *rubaschka* *) des Arbeitmannes, zwischen der Menge der wartenden Reihen vor den Milch- und Brotläden. Stürmer und Protopopof sitzen in den Kasematten der Peter Paulsfestung, während ihre

*) Hemd.

provisorischen Nachfolger die Autorität liquidieren. Keine Regierung, keine Pflichten, keine Verantwortung, Leben ohne Zügel und ohne Schwere im lichten Augenblick der Freude. Alle Schleusen des Herzens geöffnet, alle Poren des Gemütes zum Empfangen bereit. Ein Ruck — und das Weltrad stand still! Die Zeit wurde rückwärts geschleudert, der Mensch befand sich wieder in der Zeit vor dem Sündenfall. Und wieder aßen die Menschen in totaler Amoralität von den Früchten des Gartens, jenseits von Gut und Böse. Noch war die Bosheit nicht in ihrem Gemüt; sie kam erst, als die Blätter von den Bäumen fielen.

Schöner als je war die schöne Stadt in diesem Sommer. Zu ihrer eigenen Stimmung fügte sie noch die Romantik des Vergangenen und die Fieberglut der Revolution. Wie ein Wunder war es, in dem kühlen Licht der Nacht die schweigenden Steinfassaden der Paläste längs der Neva zu sehen, vergessene Riesenkulissen zu einem Schauspiel, das nicht mehr gegeben wurde. Am Tage schiefen die verlassenem Reichtümer noch unbeneidet und von den profanen Blicken des Volkes noch unbesehen, unter der Bewachung fetter, langbärtiger Dvorniks, während die Sonne den Marmor erhitze und in dem roten Kalk Risse schlug. Die Schönheit toter Städte kam nach Petrograd, vor dem Grauen der sterbenden Stadt.

Auf den großen Prospekten aber erstickten die Dornröschenakkorde in dem überwältigenden Lärm und Spektakel der jungen Revolution. Die schnell dahinfließenden Wortströme der Gruppen an den Straßenecken, das große Gewimmel vor den Fenstern der Novaia Vremja, die flinken Vollblutpferde vor den Droschken, die schlanken, hüftenschmalen Praportschikke*), tscherkessische Kosakenfürsten mit silbereingelegten Krummsäbeln, fein-

*) Reserveleutnants.

gliedrige, leichtbekleidete Frauen, deren Blicke die heiße Luft wie Funken entzündeten, schreiende Verkäufer, aussätzigte Bettler und Bettler ohne Beine, auf ihren Knöcheln kriechend, die auf eisernen Platten festgeschnürt waren, und überall Soldaten, Soldaten, staubbraune, riesengroße Menschenhaufen, die in weichen Wellen den Prospekt entlangwogten, Offiziere gutmütig ignorierend, während sie das neu-erworbene Fußsteigrecht benutzten und unablässig Kerne knackten, deren Schalen den Asphalt bedeckten, wie Konfetti die Boulevards von Paris nach einem Bastilletag.

Die Welt ist voll von schönen Städten: Paris, Rom, Peking — wer kennt sie alle! Petrograd aber war vielleicht die schönste. Keine Stadt war aus so auserwählten Bestandteilen zusammengesetzt: sie war nordisch, das Festland aber gab ihr das Klima; sie war eine Hauptstadt, aber von Rußlands Atem durchhaucht; sie war so groß wie die Städte der neuen Welt; aber frei von der Bankpracht der Handelshäuser; der Wille der Autokraten hatte ihre gewaltige Schönheit in Stein geordnet. Petrograd gab ich vor allen Städten mein Herz — vielleicht weil wir nicht wissen, daß wir eines besitzen, bevor wir es bei den Toten begraben.

Dort liegt die Peter Paulsfestung, ihr hoher Turm glänzt im Sonnenflimmer des Morgens. Der Platz vor dem dunkelroten Kolossalpalast des Zaren gähnt wie ein offener Ofen im Mittagsbrand. Die Menschen schleichen im Schatten längs der Mauern des Ministeriums. Die goldene Nadel der Admiralität leuchtet über den drei Prospekten und hebt sich von dem matten Nachmittagshimmel ab, die blaßgelbe Kuppel der Isakskirche erscheint schwarz gegen die untergehende Sonne. Die dunkelgrünen Gärten der Inseln harren geheimnisvoll wie Reiche der Dämmerung, in denen wir uns verirren und mit unserem Glück vergehen sollen.

In Peters des Großen Sommergarten stehen die weißen Statuen gleichsam aus sich selbst leuchtend zwischen den dunklen Gebüsch. Mitten aus dem Garten ertönen die Blasinstrumente einer Matrosenkapelle, die von einem Lastautomobil spielt, wenn der Student, der eine Kalipasta-Göttin zugunsten der Freiheitsanleihe der Nation verauktioniert, eine Pause macht, um seine überanstrengte Stimme auszuruhen. Tausende von Mädchen gleiten zum Ausgang, an dem Krüppel vorbei, der rote Rosen feilbietet. Die Dunkelheit hat das kecke Ausgebot in ihren liebesbraunen Augen gelöscht, und sie hängen in stiller Zärtlichkeit an dem Arm ihres Offiziers oder Polytechnikers. In dem großen internationalen Restaurant bei der Moika servieren kurzgeschnittene Tataren den jungen, himmelblauen französischen Offizieren und lederfarbenen englischen Spazierstockmännern das späte Mittagessen, während ein langhaariger Rumäne mit schwimmenden Augen in seiner routinierten Liebesfratze, den Bogen virtuos auf den Walzertakten verweilen läßt. Die Dämmerstunde ist da, wenn der „Empire“ schließt, und die Kreidemasken der Halbwelt mit dem roten Querstrich statt des Mundes sich im Bogenlicht des Ausganges zeigen, bevor die Nachtwanderung auf dem Prospekt ihren Anfang nimmt. Die Straßen werden leer, die großen offenen Anlagen aber füllen sich mit geheimnisvollen Lauten und flachen Schatten. Bald aber steigt die helle Nacht herauf, und unter dem verblassenden Himmel klappern die letzten Droschken mit den engumschlungenen Paaren davon, rote Schultertressen leuchten über weißem Flor. In der klaren Morgenkühle hört man den letzten Lärm vor den kleinen Hotels der Seitenstraßen.

Das war der Sommer der Revolution, als die russische Seele sich wie eine Blume entfaltete, die nur eine kurze Nacht blüht. Das war der Sommer der schuldlosen Freude — Kerenskij's Sommer in Petrograd.

II.

„Im Anfang war das Wort!“ Niemals ist dieses Wort so lebendig gewesen, wie in Petrograd im Sommer 1917. Kerenskij, der Mann, der sich seinen Ruhm auf der Rednertribüne der Duma eroberte, war der Held dieses Sommers, der Hauptredner. Die Hydra der Revolution fraß zum Schluß ihre eigenen Köpfe mit ihrem letzten und einzigen: Kerenskij. Indem Rußland seinem Drang nach extremen Lösungen treu blieb, spülte es mit einer mächtigen Stimmungswoge über alle Stadien der Revolution hinweg. Auf Konvent und Königsmord wollte es verzichten, seinen Napoleon aber wollte es haben, und von dem Glauben des Volkes getragen, legte Kerenskij sich eine lotrechte Stirnfalte zu und ließ sich mit der Hand auf der Brust photographieren. Seine Karriere war so sinnlos wie die Begeisterung, die sie schuf. In zwei Monaten Minister, Premierminister, oberster Kriegsherr zu Lande und zu Wasser, Diktator. Die Rolle aber überstieg Kerenskij's Kräfte, er schwankte wie ein Kind am Gängelband, mit beiden Händen griff er nach der Geschichte, um nicht umzufallen: ich sehe ihn vor mir, wie er trunken vor Müdigkeit in Büchern blättert, um den Schatten des Kaisers zur Stütze für seine Technik hervorzumahnen.

Der Redner Kerenskij war der einzige, der wirklich lebte. Nur beim Reden war er ein Wesen, beim Reden wurde er Cäsar für sich selbst und für den Haufen. Je mehr seine Nervosität zunahm, desto mehr redete er, schließlich sprach er unausgesetzt: aus Fenstern, von Balkons, aus Automobilen und im Theater, er sprach zu Ministern, Diplomaten, Abgeordneten, Volk und Vieh. Er sprach mit antiker Ruhe, staccato wie Napoleon, wohl lautend und fieberhaft, schließlich mit heiseren Schreien, das Gesicht gelb

und verzerrt wie ein Kranker. Längst hatte er seine Maske verloren, und die Hand raste mit der Stimme um die Wette durch die Luft.

Der Russe liebt die Rede, er liebt es selbst, zu reden. Bedeutet Slaven nicht ursprünglich „die Redenden“, im Gegensatz zu njemtsi (die Deutschen): „die Stummen“? Drei Monate lang schien die Bewunderung für Kerenskij grenzenlos, in Wirklichkeit aber war es nur ein Fieber im Gehirn, eine heilige Raserei, bei der die Nation sich die Kehle heiser schrie. Für uns Nordländer ist Popularität in solchen Dimensionen wie eine Entladung unbekannter Naturkräfte. Aus Kerenskij's Munde flossen die Worte über das Reich und setzten neue Worte in die Welt: Zu Milliarden wurden sie in alle Windrichtungen verstreut, verschwanden im Zigarettenebel der Kaffees. Die Zeitungen druckten sie fett und gesperrt, mit Petit und anderen Typen, und schleuderten sie auf die Straßen in Stapeln, die größer waren als die Jungen, die sie verkauften. Leute standen zu Hunderten und balgten sich um die Zeitungen, sie gingen von Verkäufer zu Verkäufer, damit ihnen nur ja nichts entginge, es war, als ob sie noch nie etwas gelesen hätten. Und gewissermaßen hatten sie es auch nicht. Was in der alten russischen Presse wert zu lesen war, stand zwischen den Zeilen und entging darum der direkten Lesekunst. Es gehörte sowohl Technik zum Schreiben, als auch Uebung zum Deuten dazu. Jetzt aber waren die Worte freigegeben und gerade die verbotensten wurden am meisten benutzt. Die Leute starrten sich die Augen aus dem Kopf bei diesen Worten, die noch vor vier Monaten, die Konfiszierung der Zeitung und für Redakteur und Mitarbeiter lebenslängliches Gefängnis in der feuchten Schlüsselburg bedeutet hätten. Man bemächtigte sich dieser Worte, spielte mit ihnen, ließ sie sich über die Lippen laufen, probierte ihren Wert als Laut und

Ruf, als Idee, Beweis und Schimpfwort. Die Alphabeten ließen sich die Zeitungen von den Geübteren vorlesen, die den Zeilen mit dem Zeigefinger folgten, und die noch Klügeren legten nachher den Text in allen möglichen Meinungen aus. Es war eine Orgie! —

Nie ist der Sommer intensiver, als wenn ein Gewitter schwarzblau am Horizont aufsteigt. Unter Petrograds farblosem Himmel grollte unaufhörlich ein leiser Donner. Alle konnten ihn hören, und doch hörte man ihn nicht, wie es bei monotonen Geräuschen der Fall zu sein pflegt. Seine Wirkung aber lagerte in den Gemütern wie eine dumpfe Erwartung.

Emigranten strömten zurück über die finnische Grenze bei Haparanda. Jeder Zug durch Nordland brachte in diesem Sommer seine Schar von russischen Revolutionären, die zwischen den Diplomaten der Entente, den Delegationen und gewöhnlichen Abenteurern und Reisenden leicht kenntlich waren. Napoleons alte Garde war ein Korps, diese aber waren es nicht weniger, und die Uniform, an der man sie erkannte, war das Feuer der Augen, die leuchtende asketische Blässe der Haut, die dunklen Bartstoppeln, die dicken Lippen, die russische Nase. Schon in russisch Torneo begannen sie ihre Arbeit. Man verhaftete sie, und sie hielten Reden vor der Wache. Sie sprachen von ihrer langen Wartezeit im Ausland, von der neuen Weltordnung, von der Revolution, die in Gefahr sei, von dem, was nicht vergessen werden dürfe, von dem, was gleich geschehen müsse. Die Frauen sprachen eifrig, ihre Stimmen klangen wild. Wenn man sie einige Stunden oder Tage zurückgehalten hatte, durften sie weiterreisen. Die Engländer, die an der Grenze lagen, konnten sie ja nicht verstehen, und waren es gewöhnt, alle Russen als verrückt zu betrachten. Die Russen fanden, daß sie gut sprachen, sie zweifelten auch nicht, daß sie Recht hatten, aber sie waren

gefährlich, die Grenzsicherheit konnte geradezu durch sie bedroht werden. Darum ließ man sie lieber weiterreisen. Das war der erste Spatenstich.

In Petrograd wurden die Demonstrationen, an denen die Massen bei der Februarrevolution Geschmack gefunden hatten, fortgesetzt. Anfangs war es schon ein Vergnügen, zu Scharen zu gehen. Das war etwas Neues für die Russen, zu vielen Tausenden über die Prospekte zu gehen, ohne die *nagaika* der Kosaken am Ende der Straße zu befürchten. Ich habe über Hunderte von diesen Volks- und Soldatenzügen gesehen, mit weißen, roten oder schwarzen Fahnen, im übrigen aber alle gleich; unaufhörlich gingen diese Gesichter vorbei, blaue Augen ohne Blick, in vegetative Gehfreude vertieft. Ueberwiegt das Tierische in diesen Zügen, wie bei Erwachsenen, die im Kinderzustand verblieben sind, oder nur das Kindliche, wie bei kleinen Kindern, deren Verstand noch nicht geweckt worden ist? Unergründliches Rätsel — nie entschiedener Zweifel bei demjenigen, der zwischen dem breiten russischen Volk gelebt und es täglich verflucht hat, während sein Herz vor zärtlicher Freude überfloß.

An der Spitze der Demonstrationenzüge ging die Musik — die Russen marschieren nicht ohne Blasorchester. Es spielte zu jeder Zeit die *Marseillaise*, aber nicht auf Französisch, das hätte nur schlecht zur Gangart der Russen gepaßt, nein, die *Marseillaise* war zu einer russischen Volkshymne geworden. Bevor ich einschlief, hörte ich diese Melodie, und die Morgenbrise trug sie mir schon durchs offene Fenster herein, wenn ich erwachte; bald brauste sie nah, bald in losgerissenen Fetzen aus fernen Straßen, stets aber langsam, so langsam, als begleite sie eine Leiche.

Abends ging ich häufig nach *Kamennij Ostrof* hinaus. Dort lag der große, damals so menschenwimmelnde Platz hinter der *Peter Pauls-*

festung. Und dort residierte Lenin im Kjesinski-palast, der, wie man mir erzählte, einer Ballettdame, der Geliebten des Zaren, gehört hatte; jetzt war er das Hauptquartier der Bolschewisten. Im Garten und im Hof trieb sich ein halbes Armeekorps von Soldaten, Deserteuren und Rekruten herum, taumelnd, schlendernd, abwartend. Neugierde hatte sie dorthin getrieben, ebenso wie mich. Sie warteten ohne Leidenschaft darauf, daß etwas geschehen würde, was auch fast immer der Fall war. Wenige Bewaffnete waren darunter, aber immer eine Anzahl Matrosen, forsche Burschen, mit rasierten Köpfen; sie waren stets sauber gekleidet, im Gegensatz zu den Linientruppen. Im Erdgeschoß standen die Fenster offen, und man sah die kahlen Säle, wo dunkelfarbige Jünglinge um eine Schreibmaschine saßen. Die Fußböden waren voll von Sonnenblumenkernen. Seit damals hat die Sonnenblume ihren Siegeszug über alle russischen Parkettböden gehalten. Der Mann, der unbekannt nach Rußland kam und in den Palast der Tänzerin einzog, hat Kerenskij vom Schreibtisch des Zaren, die Treppe der Geschichte hinuntergefegt. Während in Petrograd Sommer war, und Kerenskij redete, saß Lenin im Dunkeln und schuf die Mythe über sich selbst. Wenn die Menschen nicht mehr an Gott glauben, hängen sie am längsten am Teufel. Das russische Volk hatte den Zaren fallen lassen, und die Schwärmerei für die Freiheit und Kerenskij war nicht imstande gewesen, den Verlust zu ersetzen. Von einem unbestechlichen religiösen Instinkt getrieben, warf es sich vor Lenin in den Staub, und er setzte ihm seinen Fuß auf den Nacken.

Auf dem Bahnhof von Witebsk

Im Januar 1918 reiste ich für die dänische Gesandtschaft nach Südrußland, um mit der ukrainischen Rada in Kiew zu unterhandeln.

Die Abreise fand nachmittags um fünf Uhr bei herrlichen Schneegestöber statt. Petrograd ist nie schöner als im frischgefallenen Schnee, wenn der Himmel von schwarzblauen Wolken, die noch zu Schnee werden sollen, bedeckt ist. Mein Zug sollte kurz vor sechs Uhr nach Nikolajski Vaksal abgehen, ich mußte aber fast sechs Stunden auf dem Bahnsteig stehen, bis es in meinen Füßen vor Kälte sang. Ich hatte Zutritt zu einem sogenannten „Stabswagen“, wagte aber nicht, in den Warteraum zu gehen, weil ich wußte, daß, wer zu spät kam, sich mit einem Platz auf dem Gang begnügen mußte. Nach und nach versammelten sich über tausend Menschen, die frierend auf dem vereisten Asphalt herumstampften. Mir fiel auf, daß diejenigen, die augenscheinlich Zugang zu dem reservierten Wagen hatten, am besorgtesten aussahen. Die anderen, die wußten, daß sie auf alle Fälle übereinandergepackt werden würden, machten einen viel gleichgültigeren Eindruck. Während gewartet wurde, bildeten die Soldaten Gruppen und verkündeten einander ihre unmaßgebliche politische Ueberzeugung, die sie im Augenblick hatten; wenn sie nichts anderes zu reden wußten, riefen sie einen Namen: Kerenskij, Nicolaj, Lenin oder Trotzky. Lustiger aber war es,

zwei frohen Tänzern zuzusehen, die auf dem Perron hockend zum Spiel einer Harmonika unverdrossen seitwärts mit den Beinen ausschlugen und lachten, klatschten und schwitzten, trotz der zwölf Grad Kälte. Es war ein Czardas und ein Hauch von dem Rußland, das jetzt sein Antlitz verhüllt hat.

Als endlich gegen zehn Uhr der Zug in den Bahnhof einlief, gab es einen wahren Wellengang, bei dem es unmöglich war, festen Boden unter den Füßen zu behalten. Alles griff nach Bündeln, Ranzen und Teekesseln, man stürzte dem Zug entgegen, und bevor er noch hielt, war er schon erobert. Glücklicherweise war der reservierte Wagen von einer scharfen Wache mit aufgepflanztem Bajonett bewacht. Ein bolschewistischer Kommandant verhandelte mit den Platzsuchenden, den Revolver in der Hand. Welche Erleichterung, als man endlich drinnen war, seinen Platz hatte und entdeckte, daß das Abteil geheizt war. Wie gleichgültig war einem alles andere, besonders die Balgerei draußen! Ich war mit, und ob wir in zwei oder zehn Tagen in Kiew sein würden, war nebensächlich im Verhältnis zu dem sicheren Gefühl, daß ich ein Oberbett hatte und die Wärme wieder in meine Zehen zurückkehren fühlte.

Am nächsten Tage machte ich die Bekanntschaft meiner Reisegefährten, eines älteren Russen aus Dvinsk, eines Polacken und eines kaum zweiundzwanzigjährigen Juden, der soeben aus der Verbannung zurückgekehrt war, in einem stark vertragenen blauen Cheviotanzug und verbrauchten Stiefeln, aber mit glühenden Augen. Er sagte, er sei Unterkommissar bei der Lebensmittelversorgung in Petrograd. Wir vier hatten das Abteil bis Mogilov inne, wo das Hauptquartier des Stabes war und Krylenko residierte, nach der Ermordung von Dukonin. Weiter ging der „Stabswagen“ nicht, aber kommt Zeit, kommt Rat. Das Gespräch drehte sich

um allgemeine Dinge, denn die Ereignisse hatten jegliche politische Diskussion beendet, die Macht sprach wieder Solo, in neuer kurzgefaßter Rede. Außerlich aber machten wir es uns sehr gemütlich. Der Russe bereitete Tee, der Kommissar traktierte mit Zucker, der Polacke bot Zigaretten an, und ich zerlegte ein gebratenes Huhn aus der Gesandtschaftsküche für die ganze Gesellschaft. Als Ausländer war ich der einzige, der ein ernsteres Gespräch einleiten konnte, wenn wir zu zweit auf dem Gang standen, oder zufällig allein im Abteil waren, während die anderen im Nebenabteil „Préférence“, das Lieblingsspiel der Russen, spielten. Der Polacke unterhielt mich sehr artig auf Französisch; alles was er zu sagen hatte, war von sehr geheimnisvoller, großpolitischer Bedeutung, da er aber Polacke war, gab ich mir keine Mühe, es zu behalten. Mit dem Kommissar sprach ich über Imperialismus und Kommunismus; auch er sprach Französisch. Er war sehr höflich, in seiner Stimme aber war ein Ton, der alle Beweisführung als nebensächlich abtat; wenn auch nicht mit klaren Worten, so schien er doch zu sagen: wir Bolschewisten hassen, und da wir die Macht hier haben, werden wir sie bis aufs äußerste gebrauchen. Und auch anderwärts werden wir sie uns verschaffen, und all denen den Hals brechen, die sich uns in den Weg stellen, auch dir; das ist alles ganz einfach und geradezu, nicht wahr, die Partei steht gleich: wer nicht sterben will, muß sich schlagen. — Es gibt viele Sorten Bolschewisten, dieser Typ aber ist der richtige und gefährliche.

Mit dem Russen saß ich eines dunklen Nachmittags allein im Abteil, während der Zug langsam über die flache weißrussische Ebene fuhr, die winterlich weiß war, wie ihr Name, und trostlos öde. Ein Gespräch kam nur langsam in Gang, denn ich sprach damals noch nicht gut Russisch, und er war überhaupt nicht sehr mitteilbar. Und dennoch

konnte er sich nicht beherrschen, sondern redete gedämpft von dem großen Rußland, das untergegangen war. Tränen liefen ihm über die Backen. Nie habe ich Rußland mehr geliebt als durch diesen älteren Mann, von dem ich nicht viel wußte, der aber in der Dämmerung saß und vor mir, einem Fremden, weinte. Kann ein Schmerz größer sein, als der, den ein einfacher Mann um sein Vaterland weint.

Am nächsten Tage, nachmittags, kamen wir nach einer langsamen Reise nach Witebsk. Der Kommissar und ich gingen zur Station, um etwas zu essen. Es war ein beschwerlicher Weg, erst über eine Brücke, dann durch einen langen Tunnel. Obgleich große Wahrscheinlichkeit bestand, daß der Zug mehrere Stunden, vielleicht ganz bis in die Nacht hinein bleiben würde, war ich unruhig und nahm sicherheitshalber meinen Pelz mit. Ich habe alles in allem über vier Monate auf russischen Eisenbahnen zugebracht, und nie ist es mir passiert, daß ich einen Zug versäumt habe, trotzdem habe ich mich von dieser Nervosität niemals freimachen können.

Der Warteraum in Witebsk bot einen Anblick, den man jemanden, der nicht in Rußland gewesen ist, nicht beschreiben kann. Zuerst dieser Geruch von Leder und Zigaretten tabak, Mahorka, der als edelsten Bestandteil die Stengel der Tabakspflanze enthält. Der ganze Warteraum III. Klasse war bis zur Unwahrscheinlichkeit mit Soldaten gefüllt, man hätte nicht hineinkommen können, wenn man nicht rücksichtslos über die Schlafenden und ihre Bündel hinweggetreten wäre; sie aber rührten sich nicht: es gehört mehr dazu, einen Russen zu wecken.

In einer Ecke wurde vor einem großen Heiligenbild und vielen kleinen, Messe abgehalten. Ein Pope sang, das Gesicht dem Ikonen zugewandt. Die beiden großen Lichter flackerten still in ihren Riesenleuch-

tern. Der Pope trug ein goldenes Meßgewand, das lange, weiche Haar fiel ihm über die Schultern. Gòspodi, Gòspodi . . . sang er, und ein Dutzend Soldaten mit dicken roten Gesichtern bekreuzigten sich andächtig, wenn sie den Namen des Herrn hörten. Besonders einer beugte sich tief zu Erde und Staub und Sonnenblumenschalen hinab.

Im Warteraum der I. Klasse, wo das Buffet war, sah es nicht viel besser aus. Alle Plätze waren besetzt. Hinter jedem Stuhl standen Soldaten und Offiziere, letztere leicht kenntlich, trotz der abgerissenen Abzeichen, an ihren Gesichtszügen und dem Schnitt und Stoff der Uniformen, und warteten, daß sie dran kommen konnten. Auf Seitenbänken und Tischen lag es voll von schlafenden Menschen; neben oder auf ihnen aber saßen andere, die aßen. Auch unter den Bänken lagen Soldaten und schliefen. Man sollte es für unmöglich halten, aber nichts ist unmöglich, wenn man schlafen muß.

Wir nahmen Aufstellung an einem Seitentisch, wo Platz zu werden schien. Die Kellner bohrten sich einen Weg durch die Wartenden, fettig, schwitzend und schreiend, um für die Teller mit der herrlich dampfenden Suppe und den russischen Buffetgerichten, gebratene Ferkel und Gänsebraten, Platz zu bekommen. Das ganze Lokal lag in einem feuchten Dunst von Speisen, Rauch und Dampf von den Eintretenden, die von draußen Kälte herein brachten. Die beiden langen Tische in der Mitte des Saales waren ein Chaos von essenden Köpfen, dampfenden Tellern, grünen Pflanzen und großen Aufsätzen, die von Silber sein konnten; das habe ich jedenfalls an Orten erlebt, zum Beispiel in Jekaterinburg, kurz nach der Ermordung der Zarenfamilie und der Flucht der Bolschewisten. Im Hintergrund sah man einen Schimmer von dem Buffet, mit seinem Aufbau von allen möglichen leeren Flaschen, eine traurige Erinnerung an die

gute alte Zeit, als man sich im Warteraum traf, um den Hals mit einer Anzahl internationaler Schnäpse und Liköre zu spülen, bevor die Glocke läutete, und man wieder in seinen Schlafwagen zurückkehrte, um sich den Tisch decken zu lassen mit Kaviar und anderem gutem Zakuska (Vorgerrichte) und richtigem Vodka. Auf einem besonderen Tisch stand der Samovar des Restaurants, den man nicht übersehen konnte, er faßte Wasser für dreihundert Glas Tee, und mußte in der Zeit des Hochbetriebs jede halbe Stunde gefüllt werden. Das Ausschanken geht schnell von der Hand, und Gläserspülung gibt es nicht.

Dem Kellner hatten wir zwei Rubel gegeben, und sobald es möglich war, winkte er zwei Soldaten ab, die fertig gegessen hatten, und wir bekamen auf einer Bank Platz. Außer uns saßen noch sieben bis acht Menschen am Tisch. Auf der Bank gegenüber lag ein Matrose und schlief, oder gab sich den Anschein als ob er schlief. Man ließ ihn in Frieden. Als wir unsere Suppe bekommen hatten, nahm ein junger, dunkelhaariger Offizier, so schön und vornehm, wie nur ein russischer Offizier sein kann, dem Matrosen gegenüber Platz. Dieser richtete sich auf, legte die Ellbogen auf den Tisch und begann sich die Zähne zu stochern, indem er den Offizier mit einem bösen Blick musterte. Der Offizier sah ihn nicht.

Als der Kellner dem jungen Offizier Suppe brachte, konnte ich sehen, daß etwas in dem Matrosen aufstieg. Er fuhr fort, den Offizier zu fixieren, in seinem Gesicht aber ging eine Bewegung vor, die eine Handlung spiegelte, die er in Gedanken vornahm. Der Offizier blieb ganz unangefochten. Nicht die geringste Zuckung war in seinem Gesicht zu sehen, nicht einmal die unbedeutendste Farbveränderung ließ ahnen, daß er sich geniert fühlte. Er machte keinen Versuch, den Matrosen zu übersehen,

er schien den rohen Patron, der ihn in Grund und Boden starren wollte, überhaupt gar nicht bemerkt zu haben. Ich fühlte den Schweiß auf meinem Gesicht und dachte bei mir: Du bist leichenblaß.

Der Offizier hatte zu essen begonnen; durch den Matrosen ging ein leichter Ruck von Ungeduld; jetzt kommt es, dachte ich, er spuckt in die Suppe.

Mit einem schnellen Griff riß sich der Matrose einige Haare aus, streckte den Arm über den Tisch und ließ sie in die Suppe des Offiziers fallen. Er tat es ohne Ueberstürzung, fast zögernd, während ein verstohlenes Lächeln um seinen Mund spielte. Der junge Offizier tat nichts, um ihn abzuwehren, er sah nur auf und hielt den Blick seines Feindes fest. Der Matrose zündete sich eine Zigarette an und war anderwärts beschäftigt.

Der Offizier bestellte sich einen neuen Teller Suppe. Keiner am Tisch sagte ein Wort, während er wartete. Mein Kommissar hatte einen roten Kopf. Sein Blick sagte mir, hier sei es das beste, wie tot am Tisch zu sitzen. Ich saß am Ende der Bank, vier Mann mußten aufstehen, bevor ich herauskommen konnte. Während ich noch überlegte, kam der Kellner mit einem frischen Teller.

Der Offizier begann zu essen, als ob nichts geschehen sei. Der Matrose wiederholte sein Manöver und ließ von neuem einige Haare in den Teller fallen. Jetzt lächelte er offenkundig, sehr selbstsicher und ruhig. Der Offizier machte keinen Versuch, ihn zu hindern, aber als er aufsah, war er blaß, und in seinen Augen war ein blanker Glanz.

„Entschuldigen Sie, Gaspada,“ sagte er mit melodischer Stimme und einer leichten Verbeugung zum Tisch, doch ohne uns anzusehen, „daß ich Ihre Ruhe beim Essen störe.“

Und bevor wir ahnten, was kommen würde — hielt er bereits den Revolver in der Hand — und

erschloß den Matrosen. Ich hörte den Knall, hörte, wie die Kugel den Kopf des Matrosen durchbohrte und in die Wand schlug. Er saß plötzlich mit ausgestreckten Armen da, in der einen Hand hielt er eine Browningpistole, und wo sein rechtes Auge gesessen hatte, sah man eine furchtbare Blutlache und Fetzen, die ihm übers Gesicht hingen.

Während wir noch, vor Entsetzen gelähmt, auf die Leiche starrten, kam der zweite Schuß, und der Offizier sank auf der Bank zusammen. Er hatte sich in die Schläfe geschossen, aus der Wunde floß nur wenig Blut. Die Mütze war abgeglitten, man sah sein dunkelbraunes, gepflegtes, leicht glänzendes Haar. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, er sah aus wie ein Schlafender, für einen russischen Warteraum keine ungewöhnliche Stellung. Ihm gegenüber aber erstarrte die Leiche des Matrosen, mit dem blutigen Loch in der Augenhöhle.

Was weiter geschah, weiß ich kaum. Die Leute sprangen auf, bewaffnete Soldaten kamen, ein Kommissar hielt Verhör ab, wir mußten unsere Papiere zeigen, und die Leichen wurden hinausgetragen. Da aber hatte man sich bereits wieder gesetzt und ab weiter. Nur die Umstehenden und einige Frauen drängten sich, um etwas zu sehen.

Der Kommissar ordnete unsere Sache bald mit dem Kommandanten, und wir kehrten zum Zug zurück. Ich war selbst zu erschüttert, um zu bemerken, in welchen Zustand der Auftritt den Kommissar versetzt hatte, und während der kurzen Zeit, die wir noch zusammen waren, wechselten wir keine Worte darüber. Ich habe aber den Eindruck bewahrt, daß er mich beim Arm hielt und freundlich und behutsam führte, wie ein kleines Kind.

Eine Stunde später fuhr unser Zug ab, und am Abend des nächsten Tages waren wir in Mogilov, wo wir uns trennten, und ich in einen anderen Wagen stieg.



Russisches Standrecht

Es war im Februar 1918. Ich verließ Kiew drei Tage nachdem Muravievs Truppen die Ukrainer unter Petljura vertrieben hatten. Es waren denkwürdige Tage gewesen, mit Mord und Brand, Bombardement während dreier Tage und Nächte, und vielen Leichen auf den Straßen.

Der Kommissar für die zivilen Geschäfte empfing im gelben kaiserlichen Palast, der auf einem Hügel der Stadt, hoch überm Dnjepr liegt, und wo Maria Fjeodorovna während des Krieges gewohnt hatte. Um vorgelassen zu werden, mußten wir an den Wartenden auf dem Schloßplatz vorbei, eine Schlange von vielen Tausend Menschen, die in Fußkälte zwischen den Leichen von vierzig ukrainischen Freiwilligen und Soldaten warteten. Die Schlange setzte sich durch mehrere Gänge und Säle des Schlosses fort. Die Leute waren noch bleich im Gesicht von Schrecken und Kelleraufenthalt. Die Wartenden murrten, weil ich an ihnen vorbei wollte, ohne an der Reihe zu sein. Mein Begleiter aber wiederholte monoton: Platz, paschal'sta für die dänische Gesandtschaft, seien Sie so freundlich und machen Sie Platz! In dem hintersten Saal, wo es erstickend heiß und voll von Menschen war, saß Tschudofskij an einem großen Schreibtisch, und in seiner Nähe klapperten drei bis vier kleine üppige Jüdinnen wie rasend auf ihren Schreibmaschinen, um die Nachfrage nach den neuen Legitimationspapieren zu befriedigen,

die Tschudofskij, ohne sie anzusehen, ebenso schnell unterschrieb wie sie ihm hingelegt wurden.

Tschudofskij war ein großer hübscher Jude von ungefähr dreißig Jahren. Er hatte gute braune Augen, sehr reiches Haar, und sein Gesicht war blaß vor Ueberanstrengung und schlechter Luft, er hatte rote Fieberflecken auf den Backen, war unrasiert, und von seiner Stimme war nur ein heiseres Flüstern übrig.

Wenn er nachgegeben hätte, würde er sicher sofort überm Schreibtisch eingeschlafen sein. Obgleich er Jude war, besaß er die russische Eigenart, niemals eine Sache auf einmal zu Ende zu führen, sondern er sprang von Gespräch zu Gespräch, stets empfänglich für die Unterbrechungen der Zunächststehenden. „Gleich, Tavarisch,“ sagte er zu mir. Mein Begleiter drang in ihn. „Der dänische Konsul,“ wiederholte er mechanisch. Er wolle mir ein Schreiben geben, das mir Sicherheit garantiere, die Reiseerlaubnis aber sei nicht seine Sache. Aber er wolle an einen Freund im Stab schreiben. Eine von den kleinen Sekretärinnen klapperte den Brief nach seinem Diktat, das jeden Augenblick in dem Strom von Anfragen und Antworten zu ersticken drohte. Schließlich aber wurde er ihm zur Unterschrift vorgelegt. Einen Augenblick ruhten seine Fieberaugen auf mir, dann kochten die Geschäfte über ihn hinweg. Wir aber bahnten uns wieder einen Weg durch die wartenden Reihen, an Gewehrpyramiden und Maschinengewehren in der Vorhalle vorbei, bis wir in die Sonne hinaus kamen, die über dem gelben Schloß, den blauen Kuppeln, dem eisblanken Band des Flusses und den Leichen in ihrem Blut leuchtete.

Abends kam ich zu dem ersten Zug, den die Bolschewisten nach der Eroberung von Kiew nach Moskau abgehen ließen. Er sollte gegen zehn Uhr vom Güterbahnhof abgelassen werden, weil der Hauptbahnhof noch ein Chaos von verbrannten

Eisenbahnwagen und anderer Zerstörung war. Ich nahm eine Droschke, als wir aber aus der Stadt herausgekommen waren und noch ein Stück zu fahren hatten, wollte der Kutscher nicht weiter. Es ist zu dunkel, sagte er. Darum mußte ich meinen Koffer in die Hand nehmen und den Schienen folgen. Während ich mich vorwärtstappte, stieß ich im wahren Sinne des Wortes mit einem Mann zusammen, der sich als ein russischer Journalist entpuppte, der ebenfalls sein Glück versuchen wollte. Schließlich gelangten wir zu dem Kommandanten, der uns beglückwünschte, daß wir mit dem Leben davongekommen seien. Jede Nacht würden einige von seinen Leuten erschlagen, von Marodeuren, die sich unter dem Schutz der Nacht in den vielen Tausend Wagen herumtrieben. Wenn wir die Leichen sehen wollten, sie lägen nebenan.

Auch auf andere Weise war er uns gefällig und bot uns Platz in einem kleinen Dienstwagen an, der zwei höhere Eisenbahnbeamte nach Kursk bringen sollte. Die ganze Nacht rangierten wir auf eine Weise, daß wir an nichts anderes als die nächstliegende Gefahr denken konnten. Die Wagen wurden durch eine Reihe von Zusammenstößen einrangiert, die uns mit furchtbarem Spektakel in langen Sätzen über die Schienen sandten. Wir flogen mehrfach wagerecht aus unseren Kojen auf die Erde, bevor wir es lernten, trotz der Erschütterungen liegen zu bleiben. Gegen Morgen fuhren wir ab. Ich hörte, wie wir die lange Brücke über den Djnepr und seine Sümpfe, mit einem rasselnden Laut von Eisen passierten, und fühlte mich glücklich entkommen.

Am Vormittag erwachte ich dadurch, daß wir hielten. Ich taumelte aus dem Kupee. Wir waren bei einer kleinen Rasiest (Weiche) ca. 100 km vor Kiew angelangt. Meine Reisegefährten standen auf den Schienen, im Gespräch mit einigen Eisen-

bahnbeamten. Unser Wagen war beschädigt, er hatte nachts den Rest bekommen und man befürchtete, daß der ganze Zug durch ihn entgleisen konnte. Er wurde also ausrangiert, und wahrscheinlich steht er noch da, wo wir ihn verließen. Es war der einzige anständige Wagen im ganzen Zug gewesen, der, wie wir jetzt erfuhren, nur zur Fühlung für einen darauffolgenden Zug mit Kommissaren und Militär, die auch nach Moskau sollten, vorausgeschickt worden war. Darum bestand der ganze Train aus Soldatenwagen, die von zufälligen Reisenden mit Freibillets gefüllt waren. Mit aufrichtigem Schmerz verließen wir den kleinen Wagen, wo wir jeder eine Schlafkoje und einen Salon mit Tisch und Roßhaarsofa gehabt hatten, um uns zwischen Tavarischen und Mußjikken, Deserteuren und Bauernfrauen in einer Tjepluska (geheizter Wagen) zu lagern. Uebrigens gab man uns, nachdem der erste Aerger über den Zuwachs an Reisegesellschaft sich gelegt hatte, bereitwillig die besten Plätze, enthob uns der Arbeit des Einheizens und zeigte sich auch auf andere Weise im Besitz einer unveränderlichen Gutmütigkeit.

Erst am nächsten Morgen kamen wir nach Kursk, wo wir einen Aufenthalt von zwölf Stunden hatten. Während wir dort warteten, entstand Lärm in einem Wagen etwas weiter vorn. Eine Bauernfrau beschuldigte unter ungeheurer Stimmentfaltung einen Soldaten, daß er ihr einen Hundertrubelschein — zarskij djengi — gestohlen habe. Ich näherte mich dem Wagen, wo sich bereits ein großer Auflauf von Neugierigen und Rotgardisten von der Bahnhofswache versammelt hatte. Plötzlich wurde die Tür zum Telegraphenamnt im Bahnhofsgebäude aufgerissen, und ein Bolschewistenoffizier, trotz der fehlenden Epauletten leicht kenntlich an seiner soliden militärischen Kleidung, steuerte über die Schienen gradeswegs auf uns zu, im Gehen seinen

langen, schwarzen Reitersäbel um den Leib schnallend.

Durch seinen Ausdruck bewaffneter Barschheit allein spaltete er die Menge. „Was geht hier vor? Ich, der Kommandant von Stanzie Kursk befehle augenblickliche Ruhe,“ schrie er der Bauernfrau ins Gesicht, die nicht aufhören wollte, ihren Reisegegnossen des Diebstahls zu beschuldigen. „Verhaftet die beiden Leute,“ fügte er hinzu.

Die Soldaten nahmen das Paar in ihre Mitte, und wir begaben uns allesamt zum Bahnhofsgebäude, wo das Verhör im Zimmer des Kommandanten stattfand. Der ganze Raum und der Gang davor standen voll von Menschen. Die Stimme des Kommandanten schnitt scharf alles überflüssige Gerede ab. Es war nicht schwer zu sehen und zu hören, daß die Aussagen für den Soldaten ungünstig waren. Sie zeugten gegen ihn, einer wollte sogar gesehen haben, wie er den Schein genommen hatte. Der Angeklagte war ein ganz junger Mensch, blondhaarig, pockenarbig, in einer gewöhnlichen Soldatenuniform. Er verteidigte sich schlecht und wurde zusehends verwirrter. Niemand kannte den Namen seines Dorfes, das irgendwo in der Tambofschen Gegend lag. „J e - b o g , bei Gott, ich habe es nicht getan,“ wiederholte er unausgesetzt.

Jetzt aber befahl der Kommandant, daß er untersucht werden sollte. Zwei Soldaten stellten ihre Gewehre aus der Hand und durchsuchten seine Kleidung. Einige Stücke Schwarzbrot, eine Salzgurke in eine Zeitung eingeschlagen, ein Lichtstummel, ein Kamm, ein Feuerzeug aus einer Patrone gearbeitet und ein kleiner Lederbeutel mit Tabak wurden gefunden und auf den Schreibtisch gelegt. Außerdem einige Silberrubel und ein goldener Füllfederhalter. In dem Aufschlag seines rechten Mantelärmels aber fand man einige Hundert Rubel in gelben und grünen Kerenskij-Scheinen und einen

zusammengefalteten Romanofschein von hundert Rubeln. Als die Frau ihn sah, schrie sie auf: „Das Schwein, das Gott strafen möge, da hat er ihn doch, und ganz zerknittert!“

Der Kommandant hatte einen roten Kopf bekommen. Er unterbrach ihr Gezeter, indem er sich mit einem Ruck vom Schreibtisch erhob, so daß der Stuhl unter ihm fortflog. Mit untergeschlagenen Armen fixierte er den Bauernjungen, der bei diesem Blick, der ihn zu durchbohren schien, immer nervöser wurde.

„Genug,“ sagte der Kommandant nach einem Augenblick des Zögerns, „gebt der Frau ihr Geld wieder. Für dich, Tavarisch, kann ich nichts tun. Der Militärdistrikt Kursk befindet sich auf Grund der Operationen der weißen Banden im Kriegszustand, und auf Grund der Bestimmungen desselben müssen alle Diebe, die auf frischer Tat ertappt werden, sofort erschossen werden. Nicht dein Vergehen richtet dich, sondern die Rücksicht auf die Sicherheit und Ordnung im Kampf gegen die schonungslose Gegenrevolution. Ich handle nur auf ausdrücklichen Befehl. — Führt den Mann hinaus und stellt ihn an die Wand.“

Der Kommandant hatte mit fast leidenschaftlicher Höflichkeit gesprochen. Seine Züge bebten vor energischer Unerbittlichkeit. In seiner schwarzen Lederjacke, die seinen Oberkörper wie ein schwarzer Panzer umschloß, von Säbel und Revolver umgürtet, mit dem Georgskreuz an orange-farbenem Band auf der Brust, seine kräftigen Beine in dunklen, rotbetreßten Reithosen und langen, lackierten Stiefeln, bot er ein Bild grimmiger militärischer Schönheit. „Ich hab' es nicht getan — jebog,“ wiederholte der Soldat, als er von den Soldaten hinausgestoßen wurde.

Es war totenstill geworden in der Versammlung. Man schlich davon, schon bevor man dazu aufgefor-

dert worden war. Keiner war auf diesen Ausgang der Affäre vorbereitet gewesen, die wie eine Reiseunterhaltung zur Abkürzung der Wartezeit begonnen hatte. Der Teufel sollte aus all den „Zuständen“ klug werden, die bald von der einen bald von der anderen Partei proklamiert wurden, die aber alle darauf ausgingen, Leute ihres Lebens zu berauben, ohne Gericht und Gesetz, nur auf einen losen Verdacht hin. Da hätte man selbst schön hereinfallen können. Der Tod von einer Kugel, der jetzt einen stillen und ordentlichen Reisegefährten traf, hätte leicht jeden anderen treffen können. Wir sind ja alle sündige Menschen. Und wie wenig gehört dazu, daß man alle gegen sich hat. Wahrlich, dieser Kommandant hatte die kühnsten Erwartungen übertroffen. Er verstand keinen Spaß.

Trotzdem würde die Tjepuska den Mann, der nicht näher bekannt war, und sein trauriges Schicksal bald vergessen haben, wenn am Nachmittag Babuschka nicht ihr eigener Hundertrubelschein in die Hand gefallen wäre, als sie in Gedanken in ihrem roten Baumwollenstrumpf nach einem Floh suchte. Ihre Bestürzung äußerte sich so heftig, daß sie der Aufmerksamkeit der anderen nicht entgehen konnte. Sie schrie laut auf vor Entsetzen und starrte mit nassen Augen auf ihre beiden Scheine. Sie bereute unbeherrscht, bis an die äußerste Grenze des Begriffes. Was aber konnte ihr Weinen und ihre Zerknirschung die anderen besänftigen? Eine gewisse Beschämung veranlaßte sie laut zu schreien und ihre Energie in aktive Wut umzusetzen. Dies verfluchte Weibsbild, das die Ursache war, daß unschuldige Leute erschossen wurden! Sie war ja geradezu gemeingefährlich. Mit einstimmigem Beschluß wurde sie aus dem Wagen gehoben und zum Kommandanten geschleppt.

Als die Sache erklärt und die beiden Scheine auf den Tisch gelegt worden waren, wurde der harte

Bolschewist einen Augenblick leichenblaß. Er schnappte dramatisch nach Luft, riß seine Jacke auf, so daß eine wollene Weste zum Vorschein kam, und hielt sich mit den Händen an der Tischkante fest. Aber er mußte seiner Wut Luft machen. Mit einem Ruck hielt er die lange Mauserpistole, die an der roten Doppelschnur hing, in der Hand und blickte das Weibsbild an, als ob er sie persönlich niederschießen wollte. Stattdessen aber zerschmetterte er das Tintenfaß auf dem Tisch, so daß die Tinte spritzte, er spuckte ihr ins Gesicht, daß es klatschte, und sie vor Schreck aufhörte zu heulen. Die Mütze war ihm abgefallen, sein Haar klebte naß an der Stirn, er zeigte ihr die Zähne mit einem Ausdruck, der deutlich zeigte, daß der Tod eine viel zu milde Strafe sei für ihr Vergehen, das gleichzeitig ein Unrecht gegen ihn war.

Als er ausgerast hatte, fuhr er fort vor dem Schreibtisch auf und abzugehen. „Zum Teufel, was soll ich mit dir anfangen, Babuschka,“ schrie er ihr jedesmal, wenn er an ihr vorbeikam, ins Gesicht.

„Gospodi, hilf mir,“ sagte sie ebenso oft. Sie konnte sich nur mit Hilfe der Soldaten aufrecht halten.

Ueber das Gesicht des Kommandanten huschten Zweifel der Gerechtigkeit und Schatten des Zornes. Er war wirklich eine Beute der Ratlosigkeit. Weder die Gesetze des Kriegszustandes, noch seine speziellen Instruktionen enthielten einen Wegweiser für diesen Fall. Er mußte nach eigenem Gutdünken handeln. Die Rücksicht auf seine eigene Würde und seinen eigenen Zorn, auf die gerechten Gefühle dieser Leute zwang ihn, die Verantwortung für einen Entschluß zu tragen. „Zum Teufel, was soll ich mit dir machen, Babuschka,“ wiederholte er. Seine Stimme hatte vor Grübeln einen ganz milden Ton bekommen.

Im selben Augenblick fuhr ein Zug in den Bahnhof ein. Es mußte der Militärtransport von Orel sein, auf den wir schon so lange gewartet hatten, und dessentwegen die Strecke freigehalten worden war.

„Tschort!“ fluchte der Kommandant, indem er den Arm hob, um nach der Uhr zu sehen. „In Teufels Namen führt sie hinaus und erschießt auch sie!“ Er nahm seine Mütze von der Erde, drückte sie sich mit beiden Händen auf den Kopf, so daß sie auf die richtige, etwas schiefe Art zu sitzen kam, knöpfte seine Jacke und ging hochaufgerichtet, ohne sich umzusehen auf den Bahnsteig hinaus.

Bolschewisten in der Provinz

Bjelof liegt im Gouvernement Tula, südwestlich von der Stadt Tula, und nur hundert Werst von Tolstois berühmtem Gut Jasnaja Poljana entfernt. Die Gegend, wo der große Dichter im rohseidenen Hemd mit Ledergürtel hinter dem Pflug ging, und wo er die niedrigen Hütten der Bauern besuchte, um beim Fortgehen ein sinnig verlegtes Geldstück zu hinterlassen, ist ziemlich trivial, ausgedehnte Birkenwaldungen auf flachem Land. Der weiße Hof ist weder geplündert noch abgebrannt, er sieht unbewohnt aus; als ich vorbeifuhr, flog eine Schar flügelblanker Raben auf, und auf der Landstraße lagen blutige Knochen von dem Aas, das sie sich geteilt hatten.

Nähert man sich aber Bjelof, öffnet die Natur sich zu weiten Ausblicken. Es war im Vorfrühling, der Schnee war eben erst geschmolzen. Das Land lag frisch und sonnig da, die Erde war grau und braun mit großen hellgrünen Flecken, wo schwarze Schafherden gingen, die von weitem auf der Landschaft wie Tintenkleckse aussahen. Warme Luftwogen kamen und gingen, gegen Mittag war es fast sommerlich warm, obgleich es noch einmal winterlich werden konnte, bevor die richtige Hitze einsetzte und alles plötzlich grünt und der Sommer mit einem Mal da ist.

Ich kam in der Abenddämmerung nach Bjelof. Das einzige Hotel der Stadt, ehemals Metropol,

war von den Bolschewisten für die Volkskommissare requiriert worden. Ich hatte die Wahl zwischen zwei Wirtshäusern, *Rossija* und *Francia* — so heißen immer zwei Hotels in einer russischen Stadt — und wählte „*Francia*“. Dank meines gebrochenen Russisch und meiner ganzen ausländischen Erscheinung wurde ich gleich auf Zimmer Nummer 1 im ersten Stock geführt und bekam ein Licht ausgehändigt. Die Einrichtung war spärlich, aber ohne Zweifel ausreichend: eine alte eiserne Bettstelle mit einer rotgestreiften Matratze, die schon viel durchgemacht zu haben schien, ein Stuhl und ein Tisch — *bolsje nitchevo* (weiter nichts), das war alles. Der Waschapparat stand auf dem Gang zwischen den sechs Zimmern, zur gemeinsamen Benutzung für alle Gäste, es war ein altes, schrankartiges Gestell, mit einer schwarzen Blechkanne, die nicht zu Wasserverschwendung einlud.

Am nächsten Morgen ließ ich mir in der Schenkstube einige Eier und einen Samovar servieren; auf dem Tisch lag ein Tischtuch, worauf ich die Qualität der Suppe, die die Wirtin bereitete, an den Flecken studieren konnte. Daß ich sie nie geschmeckt habe, lag nicht daran, daß ich an ihrem Fett und ihrer Güte zweifelte, auch nicht daran, daß die Küche von einem ebenso notwendigen Raum nur durch eine spanische Wand getrennt war, sondern weil man mir in *Bjelof* mit einer Gastfreiheit entgegenkam, die sogar für Rußland überraschend war.

Mein Besuch in *Bjelof*, wo ich mich aufhielt, um meine Papiere stempeln zu lassen, bevor ich einige Gefangenenlager besuchen durfte, entwickelte sich folgendermaßen: Zwischen elf und zwölf Uhr ging ich zu dem ehemaligen Hotel *Metropol*, einem roten Ziegelsteingebäude. Die Straße war durch Soldaten abgesperrt, die in der Sonne längs der Mauer lagen und schliefen. Vor dem Eingang hielt ein leichter Wagen mit einem hübschen, grauen

Traber. Im Erdgeschoß kam ich zunächst in einen Raum, der, wie es sich zeigte, dem „Dritten Internationalen Exekutiv- und Agitationskomitee in Bjelof zur Verbreitung von bolschewistischen Ideen zwischen Kriegsgefangenen in Rußland“ vorbehalten war. Dort saßen ein Ungar und ein Wiener Jude, das waren nicht meine Leute. Der Gang im ersten Stockwerk war voll von Bittstellern und Leuten, die Zutritt beim Hauptkommissar von Bjelof, Herrn Rosenfeld, suchten, der vom Zentralkomitee in Moskau ausgesandt war, eben derjenige, mit dem auch ich mich in Verbindung setzen mußte. Es war noch zu der Zeit, als ein Ausländer in Rußland soviel Achtung genoß, wie er sich selbst verschaffte, darum ging ich an dem ganzen Haufen vorbei und geradeswegs ins Audienzzimmer.

Dort drinnen befanden sich sechs bis sieben Leute, so daß ich eine Weile brauchte, um mich zu orientieren. Auf einem Bett saßen einige Soldaten und rauchten Zigaretten, das Gewehr zwischen den Stiefeln, in einer Ecke lag ein Mann und schnarchte, den Kopf auf einem Haufen von Patronengurten. Ein blasser Mann, der eine Gesichtsfarbe wie Erbsenbrei hatte, saß an einem kleinen Tisch, auf dem eine Schreibmaschine stand, und aß Suppe. Mitten im Zimmer stand ein Mann ohne Kragen, mit langen Reitstiefeln, der mit zwei strähnigen Jünglingen sprach, und in diesem vermutete ich Rosenfeld. Rosenfeld war ein korpulenter Jude, mit lebhaften Augen, von ungefähr 35—40 Jahren. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit auf mich, indem ich ihm meine Visitenkarte überreichte, mit all den Titeln, die ein reisender Ausländer in Rußland nicht verschmäht. Rosenfeld ließ sich willig überwältigen, er überschüttete mich mit Höflichkeiten und Entschuldigungen wegen der unordentlichen Umgebung, mit Verbeugungen und vornehmen Handbewegungen, er hob eigenhändig ein Maschinen-

gewehr von einem Sessel, damit ich mich setzen konnte. Während er mich und meinen Auftrag studierte, überlegte er offenbar auch etwas anderes. Der Mann mit der Suppe mußte ein schmeichelhaftes Empfehlungsschreiben für mich auf der Schreibmaschine herunterklappern, während Rosenfeld alle meine Papiere mit seinem eigenhändigen Visum versah. Ich freute mich — wer es durchgemacht hat, versteht diese Freude, wenn man einen neuen maschinengeschriebenen, abgestempelten, von dem betreffenden Kommissar oder General und seinem Sekretär und diensttuenden Adjutanten dreifach und eigenhändig unterschriebenen Bogen seiner Dokumentensammlung zufügen kann, ohne die man in Rußland keinen rechtmäßigen Anspruch auf das Leben zu haben meint. Ich habe diese Papiere zweimal verloren, und beide Male stand ich mit dem einen Bein im Grabe.

Ogleich ich mich nach bestem Vermögen mit Rosenfeld auf Russisch unterhielt, nahm er gern den Faden auf Französisch auf, was nicht zur Verbesserung des Verständnisses beitrug, da er noch weniger Französisch konnte als ich Russisch. Die blassen Jünglinge wurden mir vorgestellt, es waren die Kommissare für das Sanitätswesen und die Lebensmittelversorgung, und der schlafende Mann in der Ecke, der erwacht war und sich mit Säbel und Revolver bewaffnet hatte, war, wie es sich zeigte, der Kommissar für das Kriegsdepartement, der *Voinskij Natjalnik*, der Stadt. Rosenfeld selbst hatte vermutlich das Finanzwesen. Ich war der dänische Gesandte in Rußland.

Jetzt aber erhob Rosenfeld sich und erklärte, daß ich mit ins Rathaus kommen müßte, um die wichtigsten Persönlichkeiten, die „Häupter“ der Stadt kennen zu lernen. Er fegte die Papiere auf dem Tisch zusammen, riß die Tür für mich auf, und wir gingen an allen wartenden Bittstellern vorbei,

Witwen, Mädchen, Soldaten, Invaliden, Pensionisten, verabschiedeten Beamten, die Rosenfeld mit geschäftiger Gebärde aufforderte, am nächsten Tage wiederzukommen.

Der Einspänner stand zu Rosenfelds Verfügung, und wir fuhren in scharfem Trab beim Rathaus vor. Dort machte Rosenfeld mich mit vielen ausgezeichneten Leuten bekannt, er trat mit großem Schwung auf, es war leicht zu durchschauen, daß er der ganzen Bürgerschaft mit seinen fabelhaften Manieren imponieren wollte, so daß man nicht im Zweifel darüber sein konnte, daß der Stadt mit Herrn Rosenfeld außerordentlich gut gedient sei, einem Mann von Welt, von Formen, der eine kitzlige internationale Situation mit Takt und Würde zu behandeln wußte.

Um ein Uhr war ich in dem ehemaligen bürgerlichen Klub zum Frühstück geladen, wo die nicht allzu zaristisch kompromittierte Bürgerschaft abends bei den Bolschewisten zu Gaste war. Große Plakate prangten an den Wänden, mit roten Typen gedruckt, die mitteilten, daß der Agitationsausschuß und das Komitee für Volksbildung jeden Abend Lichtvorführungen, Ball und Unterricht in modernen Tänzen arrangierte, und Sonntag Abend ein Maskenball mit Schönheitskonkurrenz stattfände. Zeiten wechseln, die Roten lösen die Weißen ab, die Mühe der Revolution oder Gegenrevolution aber wird stets durch den Genuß eines Filmstars belohnt, und der Sieger von heute schwingt das warme Mädchen im Tanz, das sich morgen in den Armen eines neuen Siegers wiegt.

Zum Frühstück erschien Rosenfeld mit einem Klappkragen, aber ohne Schlips, und in einem ziemlich mitgenommenen Smoking, der sicher früher einem schlanken Offizier des Klubs wie angegossen gesessen hatte. Außer uns waren noch zwei Teilnehmer da, offenbar die reichsten der Stadthäupter,

die Rosenfeld mit meiner Gegenwart ehren wollte, und umgekehrt. Sie hießen Vassilij Maximovitch und Ivan Ivanovitch — die Nachnamen habe ich vergessen, wenn ich aber noch einmal nach Bjelof kommen sollte, kann ich sie darum doch besuchen. Vassilij war ein schöner, sehr dicker alter Mann, mit ehrwürdigen jüdischen Zügen, und silberweißem Haar und Bart. Er trug einen Gehrock und weiche Federstiefel. Vielleicht war er auch kein Jude, sondern bereits in dieser oder der vorigen Generation getauft, jedenfalls verrichtete er mit wirklicher Würde all die ritualen Bekreuzigungen, die, wie alle formalen Zugeständnisse, dem echten Russen so viel Charme verleihen. Das Charakteristischste an ihm aber war seine Stimme, sie war imposant und gedämpft zugleich, voll von fetten Orgeltönen wie bei einem Schauspieler, der bei Traditionen und gutem Essen alt geworden ist. Dagegen war Ivan Ivanovitch ein reiner russischer Kaufmannstyp, von Bauern abstammend, und nicht umsonst der reichste Mann der Stadt. Seine blinzelnden Augen liefen über von Trunk, slavischer Süßlichkeit und Falschheit, sie erzählten von einer Lebenserfahrung, die auf ihrem Gebiet allumfassend und in der Ausübung aller Laster erhärtet war.

Das Frühstück war über die Maßen üppig, und ich war hungrig; drei Stunden aßen wir ununterbrochen. Rosenfeld hatte in seinem Smoking zwei Flaschen Schnaps mitgebracht, und mitten bei der Mahlzeit kam zur Verstärkung ein Soldat mit einer Flasche, die die Russen Tschetvert nennen und die zwei bis drei Liter faßt; sie war mit reinem Sprit gefüllt, den der Kellner und der Soldat unter Ivan Ivanovitch's wohlwollendem und interessiertem Beirat mit Wasser, etwas Kognak, Zucker, Kräutern und anderem Teufelsdreck mischten, worauf er gesiebt wurde und schließlich so mild und stark und aromatisch war, wie der Kaiserliche Vodka

es nicht besser sein konnte. Der Soldat setzte sich an den Tisch und trank mit, und da erst sah ich, daß es der Kommissar für das Kriegswesen war.

Rosenfeld trank, wie ich nie einen Juden trinken gesehen habe, er schwitzte große Tropfen und wurde mit jeder Minute blasser und unrasierter. Er leitete das Gespräch, das heißt, sein Mund stand keinen Augenblick still; die beiden Alten aßen und tranken und waren viel zurückhaltender. Vassilij Maximovitch trank nur die offiziellen Toaste und betrachtete mich mit lächelndem Wohlwollen. Ivan Ivanovitch blickte mich verstohlen an und trank ungeheuerlich, als ob ersich berauschen wollte, wenn es möglich gewesen wäre. Der Kommissar war ein grobkörniger junger Mensch, der prahlerisch trank, den Sprit verschüttete und sofort unanständig berauscht wurde.

Als wir den Nachttisch bekommen hatten, eingemachte Pfirsiche und Aprikosen, fuhren die beiden Kaufleute nach Hause, nachdem Ivan Ivanovitch mich durch die anderen inständig hatte bitten lassen, zum Mittagessen, das mir zu Ehren stattfinden sollte, sein Gast zu sein.

Rosenfeld zündete sich eine Zigarette nach der anderen an und nickte etwas ein. „Sehr reiche Leute,“ sagte er plötzlich, „sehr reich.“ Darauf zog er eine alte fettige Briefftasche aus seinem Rock, die fast vor Geld platzte, alte Zaren-Scheine mit den Bildnissen Katharinas und Peters des Großen und neue blaugrüne Kerenskij-Tausender. Er lächelte mir zu, das Lächeln eines berauschten Auguren und sagte: „Ich bin Finanzkommissar — und dies ist die Kasse. Dreimal hunderttausend Rubel — das ist mehr, als ich bei mir hatte, während ich in London oder Le Havre Hafenarbeiter war — vor der Revolution. Die Briefftasche aber ist dieselbe.... In diesen Zeiten ist es das Sicherste, sie bei sich

zu tragen,“ fügte er hinzu, steckte sie wieder zu sich und wurde von neuem nachdenklich.

Ich schlief an jenem Nachmittag auf der roten Matratze in „Francia“, um neun Uhr aber kam Rosenfeld mit dem Traber und holte mich zum Mittagessen ab.

Ivan Ivanovitchs Haus lag hinterm Marktplatz, nach vorn lag der Laden und nach hinten, über den Hofplatz, das Wohnhaus, mit einer Holzterrappe vor der Fassade. Es hatte mehrere große Zimmer und wenig Möbel, aber viele grüne Pflanzen, die in Holzkübeln mitten im Saal standen. In den Ecken standen Gruppen von alten schönpatinierten Ikonbildern und neuen prunkenden Statuen in glänzender Vergoldung.

Die Gäste waren schon versammelt, alles in allem achtzehn Personen, und jeder hatte sein besonderes Gepräge. Wenn einer viel zu groß war, war ein anderer viel zu klein, war einer gelb im Gesicht mit roten Pickeln, so war ein anderer rot mit gelben Pickeln; hatte einer langes Haar und eine flache Nase, so hatte ein anderer einen dünnen Haarwuchs und eine Hakennase. Es war eine Gesellschaft, über die Dickens noch auf seinem Sterbelager phantasiert haben würde. Da war ein Postmeister und ein Schreiber, zwei Notare und ein Lehrer aus einer Mädchenschule, ein ehemaliger Pope und ein verabschiedeter Intendant, die Finger mit Diamanten besetzt, der Inhaber eines Kommissionsgeschäftes, ein Gutsbesitzer ohne Gut und ein Matrose von der Sebastopolflotte. Einer trug einen Frack und gestreifte Hosen, ein Kommissar war da in schwarzer Bluse mit roten Generalstreifen längs der hellblauen Hosen; da waren Gäste mit langen Stiefeln und andere mit weißen Sommerschuhen. Die Stimmung war feierlich, wenn auch nicht gedrückt, so doch vorsichtig. Man hatte sein bestes Zeug angezogen und drückte sich an den grünen Pflanzen entlang, ohne vorläufig Fühlung miteinander zu nehmen.

Die Zakuska, der obligate kalte Tisch in Rußland, wurde im täglichen Speisezimmer angerichtet. Auf einem langen Tisch, der an der Wand aufgestellt war, waren unübersehbare Mengen von Gerichten aufgereiht: da waren sieben verschiedene Sorten Würste, drei gebratene Gänse, hohe Stapel von Pfannkuchen und Schüsseln mit saurer Milch, tiefe Tassen mit Buttersauce, weißer, roter und rosa Lachs, keine dünnen Scheiben, sondern der gewaltige Fisch in Lebensgröße, kleine Brötchen mit eingebackener Fleischfarce, rote und gelbe Salate, kleine gebratene Vögel, geräucherter Aal, Ferkel in Gelee mit Smetana (Sahne). Da waren Fische in Oel und Fische in Tomaten, und Kaviar — grauer, glänzender Kaviar wie Haufen von Hagelkörnern in Terrinen, verschiedene Käse, Berge von Brot und eine irdene Schüssel mit ungesalzener Butter, noch feucht vom Buttern. Da waren viele Karaffen mit weißem und gelblichem Vodka, und die ganze Anrichtung wurde von einem meterhohen Samovar gekrönt, der von großen und kleinen, glatten und geriffelten, geschliffenen und grünen, kostbaren und billigen Gläsern umringt war. Ich kam aus Petrograd, wo Menschen und Hunde im Laufe einer Nacht, von einem auf dem Pflaster gestürzten Pferde nur die Hufe übrigließen . . .

Ivan Ivanovitch schenkte dreimal Schnaps ein, und dann wurde der Tee herumgereicht von einem Bauernmädchen auf Strumpffüßen, mit einem wollenen Schal um den Kopf gegen Zahnschmerzen. Die Gesellschaft hatte sich beim Anblick des Essens zusehends belebt und bewegte sich jetzt ungezwungen und lautredend von und zu dem langen Tisch. Ein Bursche hatte dafür zu sorgen, daß die Gläser immer gefüllt waren, und als er betrunken war, wurde er von einem anderen abgelöst. Ivan Ivanovitch stieß mit all seinen Gästen an, die wiederum miteinander anstießen. Nach der Zakuska saßen wir eine Weile

und rauchten Zigaretten, um zu verdauen, bevor wir zu Tisch gingen.

Der Tisch war im Saal gedeckt, die grünen Pflanzen waren ans Fenster gerückt. Es war ein langer Tisch, der noch größer wirkte, weil so wenig daraufstand, zwanzig verschieden große Rotweingläser, ein Teller und Besteck vor jedem Kouvert, und mitten auf dem Tisch ein gemeinsames Salzfaß. Servietten gab es nicht, und die Teller wurden auch nicht gewechselt.

Zuerst wurden die gefüllten Vodkakaraffen auf den Tisch gestellt und dann gingen wir zu Tisch. Die Suppe wurde in Tellern herumgetragen, gelbe dampfende Suppe, übermäßig fett, kräftig und würzig und in jeder Portion lag ein Stück Huhn und ein Klumpen Ochsenfleisch. Darauf Kalbsbraten mit Gemüse, dann große Wildvögel, die zerlegt waren, die Stücke aber, selbst die Häuse mit den toten Augen waren kunstfertig wieder zusammengefügt. Gebräunte Kartoffeln, Rotkohl, Kürbis, ganze Pflaumen, Quitten und mehrere Sorten Gelee.

Rosenfeld, der in der Mitte der Tafel, an meiner Linken saß — an meiner Rechten saß die Tochter des Wirtes, Vjera Ivanovna, die Intelligenzka war — hielt die Rede auf mich. Bescheidenheit hält mich zurück, die persönlichen Punkte wiederzugeben, aber im übrigen war es ihm eine Ehre, den Vertreter einer freundlich gesinnten Nation im Namen der Stadt willkommen zu heißen, er wußte, daß seine Gefühle von allen Anwesenden geteilt würden . . . Dänemark sei ein kleines demokratisches Land, das Volk das lebenswürdigste und freisinnigste, nur leider beflecke die Polizei noch dieses Idyll mit ihrer gemeinen Reaktion . . . er wolle ein Hoch ausbringen auf das kleine Dänemark und das große kommunistische Rußland!

Ivan Ivanovitch hatte die Gläser bis zum Rande füllen lassen . . . er wollte mich umarmen, die Augen

traten ihm aus dem Kopf und füllten sich mit Wasser. Als ich, etwas verlegen, so der Mittelpunkt der Gesellschaft zu sein, Vjera behutsam von mir schob und mich erhob, sah ich in einem Nebel achtzehn Gesichter, purpurrot oder grünlichbleich auf mich gerichtet, verzerrt, in einem sinnlosen Gebrüll, das die Hunde auf dem Hofe zu einem lauten, noch lange anhaltenden Gebell anregte.

Ich antwortete mit einem naheliegenden Toast auf die russischen Frauen, die soviel lieben, weshalb ihnen viel vergeben werden soll. Vjera lehnte ihren kurzgelockten Kopf an mich, während ich sprach, sie hatte beständig meinen Beistand nötig, weil sie, wie sie sagte, keinen Wein vertragen konnte. Sie wolle so gern Französisch lernen, sie hätte es allerdings in der Schule gehabt, aber sie verstehe nur *un tout petit peu* . . . sie wolle auch mich gern näher kennen lernen, und dann drückte sie meine Finger mit den ihren und sah mit großen wunderschönen Augen zu mir auf . . .

Zwischen den vielen betrunkenen Menschen entstand aus irgend einem Grund Unruhe. Der Matrose zog eine riesige Browningpistole aus der Hintertasche und schlug damit auf den Tisch. Wie durch Zauberschlag wurde alles still, nur die Hunde lärmten weiter, und man blickte verstohlen auf den Gewaltmenschen, auf Rosenfeld und auf mich. Rosenfeld war wohl berauscht, aber er zog doch lächelnd eine schwere Browning aus der Tasche und sagte lächelnd zu mir: „So ein Ding haben wir alle bei uns — manchmal hat man einen Helfer nötig.“ Man lächelte wieder und plötzlich hatten alle ihre Revolver hervorgezogen und erklärten, zielten, schwatzten. Eine merkwürdige Sammlung war es, von langen Reiterpistolen, Pistolen aus dem Krimkrieg, kleinen und versilberten Damenrevolvern, österreichischen Offizierspistolen, kleinen Brownings ohne Lauf, die in einer hohlen Hand liegen konnten, bis zu Smith-

Wesson-Revolvern mit rotierendem Magazin. Das dauerte, bis Ivan Ivanovitch die Gläser von neuem hatte füllen lassen, und der Auftritt vergessen war.

Noch viele Reden wurden gehalten . . . Ich erinnere mich, daß Rosenfeld für Vassilij Maximovitch sprach, der dick, weißhaarig und ehrwürdig mir gerade gegenüber saß, weder viel aß noch trank, die Ehrfurcht der Gesellschaft aber mit einer Selbstverständlichkeit genoß, die sie noch stärkte. Ich hatte das Gefühl, als ob er heimlich die übrigen, die ihm blind gehorchten, wie Schafe leitete. Rosenfeld sprach lange, pathetisch und lyrisch mit einem Ueberfluß von Adjektiven, die Vassilij Maximovitch als Menschen, Bürger und Kapitalisten charakterisierten. Mit Leuten seines Schlages wollten und müßten die Kommissare des Volkes arbeiten . . . er sei ein großartiger Mäcen, bereits zur Zeit des Zaren habe er 25 000 Rubel für eine Mädchenschule gegeben, und jetzt habe er, weil die Schule bei der Korruption des zarischen Regiments niemals fertig geworden sei, seine Gabe mit dem doppelten Betrag erneuert. Er sei ein wahrer Mann des Volkes, vielleicht noch nicht Kommunist aus Ueberzeugung, aber das bedeutete nichts . . . er verstand die neue Zeit . . . sowohl er als auch Ivan Ivanovitch, der kürzlich eine Buße für verbotenen Handel mit Spiritus bezahlt habe, hatten bewiesen, daß sie gute Mitarbeiter bei der Sache der Freiheit und des Fortschrittes seien. Er, Rosenfeld, unterschätze nicht das Kapital: es ist unser Feind, aber wir haben es nötig zur Durchführung unserer Pläne . . . Der edle, große Vassilij Maximovitch, er lebe hoch!“

Darauf sprach Vassilij Maximovitch für Rosenfeld, mit tiefem Gefühl und einer schönen Sprache, die von seiner vollen, sonoren Stimme wie auf einer Baßsaite begleitet wurde, und als er fertig war, küßten sie sich wiederholt gegenseitig auf die Backen. Und Rosenfeld sprach für Ivan Ivanovitch . . . und

andere sprachen, sie standen auf Stühlen und auf dem Tisch, schließlich konnte keiner mehr sein eigenes Wort verstehen. Auf dem Tischtuch floß es von Branntwein und Speisen, das Zimmer war heiß von Atem, Rauch und durchdringendem Branntweindunst. Zwei große Schlagsahnetorten, die hereingetragen wurden, beachtete niemand, man ging und stand, bei Tisch saß schließlich keiner mehr.

Ich erinnere mich noch, daß wir einen starken Kognak zum Kaffee bekamen, und daß Ivan Ivanovitch immer mit mir trinken und mich auf beide Backen küssen wollte, das sei russisch, *porusskij*, sein Bart und Atem brannten mir im Gesicht, ich mußte mir den betrunkenen Menschen vom Leibe halten.

Vjera war verschwunden, auch der Matrose und mehrere andere, die ich nie wieder zu sehen bekam — Rosenfeld fuhr mich in seinem Einspanner zum Hotel „Francia“ zurück.

Am nächsten Nachmittag waren wir zu einem Abschiedsfrühstück bei Vassilij Maximovitch. Rosenfeld kam und weckte mich; es sei notwendig, sagte er, Vassilij Maximovitch würde sich gekränkt fühlen, wenn ich nicht zu ihm käme, weil ich bei Ivan Ivanovitch gewesen sei.

Bei Vassilij Maximovitch traf ich auch Ivanovitch, der wie gewöhnlich aussah, und andere von den Gästen des vorhergehenden Abends. Sie sahen geschwollen aus, als ob sie sich bei einer Schlägerei beteiligt hätten. Vjera war auch da, und jetzt erst sah ich, daß sie schwanger war. Auch hier gab es alle möglichen kalten Gerichte, und da war Vodka für Ivan Ivanovitch, und ein milder, süßer Fruchtbranntwein für uns andere. Alles ging würdig zu, und es wurde nur eine Rede gehalten, auf mich, von Vassilij Maximovitch. Als wir gegessen hatten und ich aufbrechen mußte, umarmte Ivan Ivanovitch mich und bat mich, sein Gast zu bleiben, so lange ich

Lust hätte. Auch Vassilij Maximovitch mußte ich versprechen, wiederzukommen. Vjera gab mir die Hand und wurde rot. „Kommen Sie wieder,“ sagte sie, „ein andermal.“

Unten hielt der Wagen mit meinem Gepäck, Rosenfeld hatte mir zwei gute Pferde und einen zuverlässigen Kutscher verschafft, und in scharfem Trab mit Schellengeläut fuhren wir durch die Straße über den Marktplatz, an den schmutzigen Läden und den schönen Kirchen vorbei, aufs Land hinaus. Meine Freunde fuhren fort zu winken, solange sie mich sehen konnten.

Bald hatten wir die Stadt hinter uns, und wenn ich zurückblickte, sah ich Bjelof wie ein Traumbild in der Luft liegen; hier, von dem großen offenen Land aus, sah man von der Stadt nur die langen, weißen Mauern der alten Klöster, die grünen Dächer, die blauen und goldenen Kuppeln. Rußland, unvergeßliches, schönes Rußland!

Bolschewismus auf dem Dorf

Terakovo liegt auf einem Hügelkamm mitten auf dem großen offenen Land. Aus einiger Entfernung gesehen, läßt es sich, besonders im Frühjahr, mit seinen grauen, lehmbestrichenen Hofgebäuden und einförmigen Bauernhäusern aus Holz, von der umliegenden Landschaft kaum unterscheiden. Es hat eine enorme Ausdehnung und ist eigentlich eine Stadt auf dem Lande mit seinen vier- oder sechstausend Seelen. Mitten im Dorf sieht man — immer noch von weitem — einen großen kahlen Fleck. Vor dieser breiten Oeffnung, wo der lehmige Hügel seinen unbedeckten Körper noch zeigen kann, der von schmelzenden Frühlingsströmen des Schnees gelb ist, sind die Häuser aus irgendeinem mystischen Grunde zurückgewichen. In der Nähe aber erkennt man, daß es nur die Landstraße ist — die Landstraße durch das russische Dorf, die, nach alter Sitte, so breit wie ein Fluß, bei Feuersbrünsten und günstigem Wind, wie ein breiter Schutzdamm wenigstens eine Hälfte des Dorfes vor dem Niederbrennen schützt. Fährt man von Galizien oder Polen mit Pferd und Wagen gen Osten, so erzählen einem weder die Natur noch das Volk, weder die Farbe des Viehs noch der zunehmende Schmutz, wann man nach Rußland kommt, sondern es ist die breite Straße in dem ersten russischen Dorf, die durch eine neuartige und verschwenderische Platzauffassung das große asiatische, unverbrauchte und

schwellende Festland, von dem Europa nur eine Halbinsel ist, ankündigt.

Ich kam im Frühsommer 1918 in der Mittagszeit nach Terakovo. Es war glühend heiß und Stille herrschte im Dorfe. Im Schatten der Häuser lagen Hunde und große struppige Schweine, schwarzgefleckt und schmutziggelb, dazwischen weißhaarige Kinder mit offenen Mündern. Alles Lebende schlief einzeln oder in Haufen, so wie die Wärme und der Schlaf es bei den kameradschaftlichen Untersuchungen der Mysterien des Weges und der Abfallhaufen überrascht hatte. Hin und wieder humpelte der Wagen über ein paar Ferkel, die es sich in tiefen Gruben, die die Wagenräder in den Frühlingsmorast gebohrt hatten, recht bequem gemacht hatten. Sie wurden überfahren und gaben ein herzerreißendes Gequiek von sich, standen dann und überlegten, ob sie noch mehr daraus machen sollten, schliefen aber wieder ein. Wir kamen an der kleinen traditionellen Steinkapelle vorbei, die mitten im Dorf lag, mit ihren goldenen und bunten Heiligenbildern unterm Regendach. Wir erreichten unbemerkt das andere Ende des Dorfes, wo um die letzten Häuser herum große Sonnenblumen standen, die die welke gelbe Farbe der Natur zu einem brandgelben Ton aufreizten, der vor Durst schrie.

Während eines Besuches in einem größeren Gefangenenlager, das einige Werst weiter östlich lag, erfuhr ich allerhand über die Bauern des Dorfes und darüber, wie die Freiheit nach Terakovo gekommen war. Die Revolution war sehr ruhig vor sich gegangen, die Bauern hatten sie eigentlich nur daran gemerkt, daß der Gendarm verschwand. Er war von Soldaten auf der Station Bogoruzka überrascht worden; einige sagten, er wäre ermordet worden, andere aber wollten wissen, daß er nach seinem Heimatort irgendwo an der Wolga zurückgekehrt sei, und andere behaupteten sogar, er sei Kommissar

geworden. Anfangs wunderten die Bauern sich darüber, daß er nicht mehr da war, so wie wir uns wundern würden, wenn die Sonne eines Tages nicht mehr aufginge, wahrscheinlich aber würden wir trotzdem an unsere Arbeit gehen, die Post besorgen und die Zeitungen lesen. Lange Zeit kamen keine anderen Ausschweifungen vor, als daß die Bauern im Wald der Herrschaft fällten, ohne sich die Mühe zu geben, es zu verbergen. Später wurden sie frecher, drangen durch die Umzäunung des Parkes und sägten einige alte Eichen ab, der Bequemlichkeit halber einen Meter über der Erde. Die Kinder, die früher zweimal in der Woche die Schule auf dem Gut besucht hatten, machten Ferien, und als die Deserteure anfangen nach Hause zu kommen, wagten die Generalin und ihre Töchter sich nicht mehr in den Garten. Sie wurden belästigt, und abends wurden sie durch die Fenster mit Steinen beworfen. Sie wurden so eingeschüchtert, daß sie nach Moskau flohen, und seitdem stand das Hauptgebäude leer. Von da an ging die Zerstörung Schlag auf Schlag, der Verwalter mußte fliehen, und je mehr Soldaten heimkehrten, desto schlimmer wurde es. Sie erzählten, daß die Offiziere an der Front nicht mehr das Kommando hätten, die Soldaten bestimmten selbst, ob sie kämpfen wollten und alles andere, und es gäbe einen Rat, sovjet bei jedem Bataillon und höher hinauf. Es kamen auch viele Fremde aus Petrograd und vom Auslande, die viel und gut sprachen. Sie erzählten, daß jetzt in der ganzen Welt von den gemeinen Soldaten Frieden geschlossen werden sollte, daß die Offiziere von den Reichen bezahlt wären, um Krieg zu führen und die Armen totzuschlagen, damit ihrer nicht zu viele würden; jetzt aber gäbe es keine Reichen und Armen mehr, und niemand sollte mehr etwas allein besitzen, sondern alle alles. Und außerdem sagten die Fremden, daß alles Land, das zu den Gütern gehörte, zwischen

den Bauern verteilt werden sollte, und was die Reichen auf dem Lande besäßen, wäre das Eigentum der Armen. Das waren seltsame Reden und eine neue Zeit, die in das Dorf zurückkehrte, vieles aber klang bestechend und war nicht schwer zu fassen, und in derselben Reihenfolge wurde es auch zur Ausführung gebracht.

Zuerst begannen die Bauern das Land unter sich zu verteilen. Warum bis morgen verschieben, was man heute tun kann? Die alten Bauern gingen tief bewegt auf den heckenlosen Aeckern umher, steckten sie nach bestem Ermessen ab, schritten die Entfernungen ab und fingen wieder von vorn an, wenn sie sich verzählt hatten. Für die schwerste Arbeit wurde eine Art Landmesser in Ardatof geholt. Streng gerecht wurde die Verteilung wohl nicht, aber auch nicht gerade unvernünftig. Es machte sich so, daß die reichen Bauern das meiste bekamen. Aber es wurde doch billigerweise auf diejenigen Rücksicht genommen, die noch an der Front oder in Kriegsgefangenschaft waren. Diese hatten Familie, die ihre Interessen wahrnahmen.

Als die Aufteilung des Bodens beendet war, erwachte das Gewissen und die Ueberlegung, gleichzeitig aber auch das Verlangen, den schönen Boden, den man so leicht und schuldfrei gewonnen hatte, zu Erb und eigen zu behalten. Das Rationellste war, das Uebel und die Gefahr mit der Wurzel auszureißen, und realistisch begabt wie die Großrussen sind, während ihre Gefühle sich gleichzeitig in dunkle Nebel hüllen, so lag der Gedanke den Bauern nicht allzu fern, daß der Hof zerstört werden mußte. Auf diese Weise würde man die äußere und wahrnehmbare Möglichkeit dafür, daß die Herrschaft je wiederkehrte, aus der Welt schaffen. Nach großen und mehrfachen Beratungen vor der Kirche, schritt man zur Handlung. Zuerst wurde das Vieh auf dem Hofe geteilt. Das war eine sehr verwickelte Teilung,

die Wochen in Anspruch nahm, da das alte Wunder von den Fischen und Broten sich bei dieser unheiligen Gelegenheit nicht wiederholte. Wenn jede Familie an dem Großvieh und den Pferden Anteil haben sollte, mußte man zu eigenen Hühnern und Gänsen als Wechselmünze greifen, um Ordnung in die Sache zu bringen, und als eine Sau Ferkel warf und eine Stute Füllen bekam, während die Verteilung im Gange war, entstand von neuem und unvermutet Streit darüber, wer die Zugabe haben sollte. Ueber einen großen Prämienhengst konnte man sich ganz und gar nicht einigen. Es blieb nichts anderes übrig als ihn totzuschlagen und die Haut und das Fleisch zu verteilen. Auf diese Weise wurde auf Friede und Gerechtigkeit gebührende Rücksicht genommen.

Nach den Tieren kamen die Maschinen an die Reihe, doch zeigte es sich, daß die wenigsten zu einem kleineren Landbetrieb paßten, wo noch mit Sichel und Holzpflug gearbeitet wurde. Darum wurden sie in Stücke geschlagen und das Eisen verteilt. Die kleineren Möbel und der Hausrat wurden auch verteilt, und in der Bibliothek konnte jeder nehmen, was er haben wollte; natürlich war es unklar, was man mit Büchern anfangen sollte, und darum konnte ich auch in Terakovo i Postojanoje dwor, wo ich Tee trank, fünfzehn Bände von Balzacs Oeuvres Complètes und siebenundsechzig Bände von Voltaire für fünfzig Kopeken das Stück kaufen. Als auf dem Hof nichts mehr zu holen war, das in einer gewöhnlichen Bauernstube Platz finden konnte, wurde er angesteckt, und als ich ihn sah, waren nur die kahlen, geschwärzten Mauern mit trübselig leeren Fensterhöhlen übrig. Auch die Bäume in der Nähe der Ruine waren verkohlt und stark verbrannt, versuchten aber trotzdem, vereinzelt grüne Zweige zur Sonne hinaufzustrecken. — Der Bolschewismus hatte gesiegt, nicht durch seine Lehren, Ideen oder Führer, sondern

durch die Handlung, womit das Dorf seine Schiffe verbrannte und gleichzeitig seine Mitschuld ins eigene dumme, träge Herz schrieb.

Der Bauer ist nicht Bolschewist, er ist nichts. Er hat nur allgemeine Vorstellungen von Interesse. Er glaubt an einen Zar. Kozjain nada (wird gebraucht), sagt er, denn er weiß, daß selbst der kleinste Betrieb einen Herrn haben muß. Unter dem Zaren gab es auch richtiges Geld und Manufaktur. Wenn der Zar aber das Reich und die Religion, Ruhe und Ordnung war, so war er auch Hauszucht, Strafe und Abrechnung. Gegen den Bolschewismus fühlt der Bauer instinktives Mißtrauen; er ist etwas Fremdes und in der Zeit des Unglücks gekommen. Trotzdem aber erklärt er sich nicht dagegen, denn er ist die Garantie gegen den Gendarmen und die Kosacken, gegen die Vergeltung und ist die Wiedererhebung der Vertriebenen. Die Vernunft und die innere Stimme, die Tradition stand dem Gefühl und der nächstliegenden Gefahr gegenüber. Und das Gefühl siegte, hier wie immer. Während die Bauern aber auf die Zukunft warten und die Last und Entbehrungen des Tages mit schwerem, schweigendem Sinn tragen, lassen sie vorsichtshalber die großen neuen Aecker brachliegen. Man kann nie wissen — und es wäre doch Sünde und Schande, das Korn zu vergeuden, und die Herrschaft ernten zu lassen, was der Bauer gesät hat.

Wozu aber sich über den kommenden Tag Sorge machen! Die neue Zeit ist nicht ohne Freuden. Wie zum Beispiel damals, als die große Spritfabrik in Ardatof geplündert wurde. Selbstgemachter Branntwein ist natürlich gut für den täglichen Gebrauch, aber nichts gegen den guten alten Vodka des Zaren, der während der ganzen Kriegszeit nicht verkauft werden durfte. Als darum die Bauern in Terakovo hörten, daß das Spritmagazin in Ardatof geplündert werden sollte, brachen sie

sofort auf, so wie sie gingen und standen, einige zu Pferde, andere zu Wagen, viele zu Fuß, Frauen und Kinder zuletzt, alle aber schleppten, was sie an Fässern, Eimern, Kruken und Töpfen mit sich führen konnten. Es kamen viele Tausend Menschen in Ardatof zusammen, wie zu einer mächtigen Feuersbrunst oder zu einer Prozession des Kazanschen Muttergottesbildes. Es wurde tüchtig und ausdauernd getrunken, aber es war viel mehr Vodka in Gallonen und auf Flaschen und reiner Sprit in Fässern da, als man auf einmal trinken konnte, wenn auch alle einen gewaltigen Rausch bekamen. In der Trunkenheit wurde viel vergossen und die ganze Fabrik wurde zerstört, trotzdem aber blieb noch eine Menge übrig und etwas davon versuchte man mit in die Dörfer der Umgebung zu transportieren. Kurz vor Tarakovo brachen zwei Wagen unter dem Gewicht der übermächtigen Sprittonnen zusammen, die Räder fielen total auseinander, und der Sprit floß auf das Feld, wo er lange wie ein See stehen blieb, bevor er in die Erde sickerte. Viele aber, die noch nicht genug versehen waren, und solche, die überhaupt nie genug bekommen konnten, fanden es bedauerlich, daß so viel schöne Flüssigkeit verlorengehen sollte. Sie machten sich daran, die Erde zu filtrieren, wo der Sprit kürzlich eingesickert war, und das Resultat ihrer Mühe ergab ganz richtig ein nicht geringes Quantum einer gelben und erdigen Flüssigkeit, die etwas ungewöhnlich schmeckte, aber darum doch einen guten Rausch gab. Nach wenigen Tagen wurden diejenigen, die von diesem Getränk genossen hatten, von einem leichten Uebelbefinden betroffen, das indessen schnell zu einer Art Typhus ausartete, der so viele Komplikationen annahm, daß die Patienten nach Aussage eines kriegsgefangenen österreichischen Regimentsarztes, der Gelegenheit hatte, diese Seuche an Ort und Stelle zu beobachten, im Galopp die meisten Krankheiten der internen

Medizin durchmachten, bis sie blind und verrückt wurden und schließlich in Verwesung übergingen, bevor sie noch richtig tot waren. Auf diese Weise starben in Terakovo über vierhundert Menschen in drei Wochen. —

Bevor ich das Lager bei Terakovo verließ, wurde ich Zeuge einer Katastrophe, die wahrscheinlich in Rußland nicht ungewöhnlich ist, für den Fremden aber unwillkürlich eine Erinnerung bleibt; Terakovo brannte ab. Wie es zugging, will ich jetzt erzählen.

In Terakovo lebte ein Ungar, der sich Ivan nannte; er war nicht der einzige Kriegsgefangene im Dorfe, aber er nahm eine Sonderstellung ein und es war lange her, seit er ein gewöhnlicher Knecht und Sklave gewesen war. Die Bauern schätzten ihn sehr. Unter anderem hatte er damals, als der Boden verteilt wurde, eine Fülle praktischer Eigenschaften an den Tag gelegt, die dem ganzen Dorfe zugute gekommen waren. Er war ein hübscher, dunkelhaariger Bursche, das kann ich bezeugen, obgleich ich nur seine Leiche gesehen habe, und Vater von mehreren Kindern im Dorfe. Schließlich heiratete er die Witwe eines Soldaten und vertrat Vaterstelle an dessen zwei Kindern, während er fast gleichzeitig mit der Frau ein drittes bekam. Er war zum orthodoxen Glauben übergetreten und trug ein Kreuz am Band um den Hals, ebenso wie die richtigen Russen es unterm Hemd tragen. Außerdem war er gut Freund mit dem Popen, dem er Bier und alten Vodka von einem Kommissar in Ardatof verschaffte. Er sprach so gut Russisch, daß man ihm den Ausländer fast nicht anhörte. Als er die Witwe heiratete, hatten die Bauern ihn im Mir, das heißt in der Dorfgemeinde aufgenommen, eine Ehre, die in Rußland sehr selten Nichtrussen zuteil wird. Ich habe allerdings noch zwei Kriegsgefangene gesprochen, denen es ebenso gut ge-

gangen war wie Ivan, sie waren noch während des Krieges in ihrem Dorfe als richtige Bauern aufgenommen worden und hatten Familie stiften können. Da Ivan bei der Teilung den Anteil des Obmannes bekommen und noch immer durch seinen Freund, den ungarischen Kommissar in Ardatof, die Möglichkeit hatte, durch Tauschhandel dem Dorf Nägel und Zucker, Tee und Kattun und andere nicht aufzutreibende Sachen zu verschaffen, war seine Stellung und Autorität im Dorfe mit Hinblick auf sein Alter ganz ungewöhnlich.

Indessen ereignete sich das Dramatische, was in Rußland nicht ungewöhnlich ist, wenn es anderswo auch wenig glaubhaft ist: der für tot gehaltene Ehemann, Sergej Petrovitsch, kehrte ins Dorf zurück, gelb und welk wie eine Leiche, im übrigen aber springlebendig. Er hatte in Kiew im Gefängnis gesessen und war vor langer Zeit wegen eines Disziplinarvergehens zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt oder vergessen worden, jedenfalls war er verschwunden gewesen. Als die Bolschewisten im Februar 1918 Kiew einnahmen, war er zusammen mit anderen Gefangenen freigelassen worden. Nach dreimonatlicher Wanderung und unausgesetzter Eisenbahnfahrt hatte er jetzt die Heimat erreicht und forderte sein Eigentum und die Seinen zurück.

Wäre er als Geist zurückgekehrt, hätte man ihm wahrscheinlich Sympathie und Verständnis entgegengebracht. Geister sind meistens unschädlich, mit ihnen kann man sich einigen. Wie er jetzt kam, ein lebendes Gespenst, war er höchst unwillkommen und unbequem, kaum, daß man ihm Glauben schenkte.

Es sprach gar zu viel dafür, daß er lieber hätte fortbleiben sollen. Sogar seine alten Freunde bewiesen ihm Kälte, kehrten ihm den Rücken und wollten ihn am liebsten nicht sehen. Seine eigenen Kinder kannten ihn nicht, und seine Frau suchte

Schutz hinter dem Ungarn, der ihn wie Luft behandelte und nicht ins Haus ließ. Er schlief in einer Scheune, und höchstens leckten die Hunde ihn, wie ehemals den zurückkehrenden Odysseus.

Am dritten Tage nach seiner Rückkehr ging er fort, und als er zurückkam, war er bewaffnet, hatte ein Gewehr über der Schulter und die Taschen voll Patronen. Er ging geradeswegs in sein Haus hinein und erschoss den Ungarn mit einem Revolver. Die Kugel ging ihm durch den Hals und zerschnitt die Luftröhre. Die Leiche warf er auf die Landstraße, wo sie lange lag zum Grauen der Menschen, während die Schweine sie beschnüffelten.

Der Frau, die mit ihrem und des Ungarns Säugling an der Brust saß, tat er nichts, und sie beugte den Kopf unter dem Schicksal. Der Ungar war hübscher gewesen, aber Sergeij war doch der erste und, nachdem der Ungar tot war, der einzige, und daß ihm die Hütte, der Boden und die Tiere, ihr und ihrer Kinder Leben gehörte, daran war nicht zu rütteln. Für alle Teile war es das beste, wenn sie und Sergeij zusammenhielten und dadurch auch das wahrten, was ihres war.

Was die Bauern betraf, so dachten sie, daß an geschehenen Dingen nichts geändert werden kann, und trotz des Verdrusses waren sie nicht abgeneigt, das Vollbrachte anzuerkennen. In dieser Beziehung weicht primitive Diplomatie nicht von der erhabensten ab. Seit Ivan tot war, kam es ihnen auch wieder mehr ins Bewußtsein, daß er eigentlich nur ein Fremder und Kriegsgefangener gewesen, während Sergeij Russe war, aus dem Dorfe stammte und fraglos im Rechte sei.

Ivan aber hatte einen Freund, den Kommissar in Ardatof, der durch ihn einen Kameraden im Krieg und in Kriegsgefangenschaft, einen Landsmann und eine nützliche Verbindung in Terakovo verlor. Er wollte den Mord rächen und kam persönlich mit

dreißig Rotgardisten und einem Maschinengewehr nach Terakovo. Als die Bauern merkten, daß es sich weder um Abgabe noch um Requirung von Korn handelte, daß weder ihr Leben noch Eigentum bedroht war, beschlossen sie, dem stärkeren Teil wohlwollende Neutralität zu zeigen. Dieser Standpunkt wurde auf ganz natürliche Weise von der zunehmenden Erkenntnis bestärkt, das Sergeij durch Ivans Fortfall ein unverhältnismäßig großes Erbe übernommen habe.

Sergeijs Haus wurde umringt, aber während die Rotgardisten noch überlegten, wie sie ihn am besten fangen könnten, ertönte plötzlich ein Schuß, von mehreren gefolgt, und einer der Soldaten fiel tot zur Erde. Die anderen hatten gleich Deckung gesucht. Nach mehrstündigem, vorsichtigem Kampf und Vorrücken, wobei sie nur einen Leichtverwundeten hatten, waren Sergeijs Patronen erschöpft, und sie konnten ins Haus stürmen und ihn umbringen.

Drinne im Hause lagen die Frau und die beiden halbwüchsigen Kinder tot auf dem Boden. Ob Sergeij sie selbst erschossen hatte, oder ob sie von einer hereindringenden Kugel getroffen worden waren, wurde nie aufgeklärt; beide Möglichkeiten bestanden, denn die Hütte war so voll von Löchern wie eine alte Schießscheibe. Nur der Säugling des Ungarn lebte noch, er lag neben der Leiche der Mutter und schwieg. Es wäre bequemer gewesen, wenn er auch das Zeitliche gesegnet hätte, aber — schto djelat, was ist dabei zu machen, er lebte und bekam einen Platz als verspäteter Zwilling an der Brust eines Bauernmädchens.

Am selben Nachmittag aber brannte das Dorf nieder, das heißt, nur die eine Hälfte, denn der Wind war günstig. Sergeij hatte Feuer in seinem Heu angelegt, bevor er sich der Rache der Feinde übergab. Als die Flammen aus der Lade schlügen,

war Rettung zu spät. Alle eilten zu ihrem Eigentum, um die Tiere hinauszutreiben, die Kinder zu retten, den Samovar und was man sonst noch zusammenraffen konnte, bevor das Feuer alles umspannte, was es mit seinen polternden Flammen erreichen konnte.

Ich kam gerade dazu, als die Feuersbrunst gut im Gange war, und erfuhr bei dieser Gelegenheit die ganze Geschichte von einem Wiener, der die Expedition gegen Sergeij mit unternommen hatte. Wir standen vor dem Dorf und sahen es brennen. Der Wiener war tief erschüttert und sagte mehrfach seufzend: Warum können Menschen nicht in Frieden miteinander leben!

Der Brand selbst war weit weniger eindrucksvoll als diese Art Begebenheiten meistens von Dichtern beschrieben werden, die sich auf den Schwingen ihrer Phantasie in das Feuermeer hineinbegeben und das Ganze von innen und mitten im Lärm des rasenden Elementes sehen. Ich, der ich draußen stand, sah nichts weiter als eine dunkle, riesige Rauchmauer, die vom Winde nach der entgegengesetzten Seite getrieben wurde, und aus deren Tiefe ein monotones Sausen erklang. Hin und wieder wurde der Rauch lila oder violett gefärbt, Flammen aber sah man nicht. Wenn dort drinnen Schrecken vor sich gingen, zu sehen bekamen wir sie jedenfalls nicht. Einmal kam ein Schwein geradeswegs aus dem Rauch auf uns zugerannt, es war schwarz, aber das war es vielleicht von Natur, zu fehlen schien ihm nichts. Als der Brand auf seinem Höhepunkt war, sahen wir nichts weiter als einen hellen, fast weißen Nebel.

Das, was brannte, verbrannte gründlich. Von der einen Hälfte von Terakovo blieb nichts anderes übrig als die Asche auf der bloßen Erde. Von Sergeij und seiner Familie war sicher keine Spur mehr vorhanden. Bereits am nächsten Tage gingen

die Bauern, die Schaden gelitten hatten, vorsichtig über den warmen Boden, während sie in der Asche stocherten und auf die geschwärzten Steinfliesen stießen. Sie suchten die Stelle, wo ihr Haus gelegen hatte und konnten sie nur schwer finden. Sicher aber hatten die meisten einen kleinen Schatz von Gold-, Silber- und Kupfergeld und alten Zarenscheinen eingegraben. Und was unter der Erde ist, kann nicht verbrennen.

Bevor ich weiterreiste, sah ich mir das Kind des Ungarn an. Es war ein kleiner Junge mit schon ganz schwarzem Haar und schönen braunen Augen. Er konnte lachen, was russische Säuglinge fast nie können. Er lag in einem Korb, der an einer Schnur unter der Decke hing. Ich bat die junge Pflegemutter, gut zu ihm zu sein.

Und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch und wird einst eine kleine Welle auf dem Meere sein, ein Leben im Gewimmel der Menschen und ein Soldat im Heere, das das große Rußland von neuem ausrüstet, wenn es seinen Marsch zum Meere wieder aufnimmt.

Russische Reiterei

Es war an einem offenen Fenster in der Millionaja, der vornehmen Aristokratenstraße in Petrograd, mit dem golden klingenden Namen. Die Luft zwischen den roten und gelben Mauern war voll von klappernden Hufschlägen. Ein Lanzenreiterregiment reitet langsam in Marschkolonne vorbei, zum Platz vor dem Winterpalast, wo Parade ist, bevor es sich zur Front begibt. Voran der Oberst, aber kein alter Friedensoberst mit weißen Whiskers, hohem, rotem Vatermörder, Schmerbauch und Zehen, die sich vor Podagra in den Reitstiefeln krümmen; der Kommandeur des Regimentes ist ein flotter kakhifarbiger Krieger, dessen Schnurrbart sich wie eine schwarze Sichel über das sonnengebräunte Gesicht legt. Seine Brust ist von Georgskreuzen in mehreren Graden mit ihren schwarzen und orangegelben Bändern bedeckt, zwei schmale Bandstreifen zeigen die französischen, belgischen und serbischen Farben, und unter dem Herzen funkelt der rote Vladimir. Der schwere Krummsäbel, wahrscheinlich ein Erbstück, mit langem, silbernem Schaft und schwarzer Lederscheide mit Silberbeschlag, kaukasische Arbeit, hebt sich vorteilhaft von seinen schwarzen Reithosen und blitzenden Lackstiefeln ab. Er reitet ein schwarzes Vollblutpferd, das beständig eine Neigung zum Tänzeln auf der Hinterhand andeutet, die Augen kokett verdreht und in der Kandare schäumt, während es in Wirklichkeit wie

ein Lamm geht und nur aus Scherz und des Scheines wegen die Sporen herausfordert. Zur Linken des Oberst reitet der Adjutant, groß und schlank, schön wie ein Mädchentraum. Er trägt ein blitzendes Georgskreuz, und an seiner Schulter sind die langen, weißen Schnüre mit den goldenen Stiften geheftet. Sein Gesicht ist rot und weiß mit einem offenen und doch leicht träumendem Ausdruck: seine Sorglosigkeit ist wie gebadet in dem Schimmer eines eben stattgefundenen aber bereits vergessenen Abschieds.

Hinter diesen beiden reitet die Musik mit den Balalaika-Instrumenten, und dann folgt das ganze Regiment, große kräftige Burschen auf kleinen russischen Pferden. Die erste Abteilung jeder Eskadron hat die langen Lanzen auf dem Rücken; es sind Waffen, die man nicht übersehen kann, ein Wald von dicken Stangen, die die Luft schräg schraffieren. Einige Lanzen haben Wimpel, die meisten aber sind kahl, und nur die kurze dicke Stahlspitze blitzt in der Sonne. Die nächsten Abteilungen haben nur Karabiner, alle aber tragen den russischen Kavalleriesäbel, schwarz und gelb, in neuen naturfarbenen Lederbandeliers. Die meisten Reiter sind junge Burschen, lange, flaumbärtige Bauernlummel, blond und rothaarig, fast weißhaarig, mit Pockennarben, sommersprossig oder mit fruchtbaren Pickeln übersät, frisch, übermütig und nachdenklich. Zwischen den vielen halbwüchsigen Burschen aber, die die Welt noch unbeherrscht mit ihren hellblauen Glotzaugen in sich aufsaugen, reiten auch kleine unteretzte Tataren mit schwarzbraunen, blitzenden Augäpfeln, glattem Haar und einer latenten Fleischigkeit um die hübsch gerundeten Backen. Vereinzelt reine Mongolentypen sind auch dazwischen, mit Stumpfnasen, dunkelgelben Backenknochen und struppigen Haarsträhnen, und an den äußersten Flügeln reiten richtige Reiter, alte Kavalleristen, die

Mütze schief auf drei Haaren im Nacken, während das dicke Vorderhaar nach vorn gekämmt ist, wie ein öliger, gewellter Flügel, der wie ein gewaltiger Wulst und ein steifer Wimpel über dem Stirnknochen weht und dem stolzen Besitzer teils das Aussehen eines Kriegers, teils eines Zuhälters gibt.

Die erste Eskadron reitet auf braunen Pferden, die zweite hat schwarze, dann kommen wieder braune, die vierte aber hat lauter weiße Pferde — nur die kleinen Füllen, die neben den Stuten herlaufen, trippelnd und schlendernd, den viel zu großen Kopf und den komischen Hundekörper auf ihren langen, weichen Beinen wiegend, weichen bisweilen in der Farbe ab, aber ihnen gegenüber ist das kavalleristische Reglement machtlos. Es heißt, daß die kleinen russischen Pferde nicht schwer genug für große Reiterangriffe sind, bei denen das Gewicht den Ausschlag gibt, aber sie haben allerliebste kurze Mäuler und langes Mähnenhaar, das ihnen in die geduldigsten Augen fällt. Kein anderes Tier verdient so sehr die Liebe des Menschen wie das russische Pferd, das so getreulich und ausdauernd trabt, ohne daran zu denken, daß man auch im Schritt gehen kann, das eine Behandlung verträgt, die größere Krippenpferde mit einem Dutzend unheilbarer Krankheiten schlagen würde — das in der größten Winterkälte draußen steht, während ihm ein Schneesturm das Fell gerbt, das gedankenlos gebraucht, mißbraucht, gepeitscht und schlecht ernährt wird, das niemals muckst, sondern bis zum letzten Augenblick, wenn es vor dem Unmöglichen zusammenbricht, unverzagt ist, dann aber die Beine von sich streckt und im selben Augenblick stirbt, noch im Tode schuldlos und bescheiden, wie in seinem ganzen beschwerlichen Leben. Und dennoch — wenn man sein Maul streicheln will, wendet es den Kopf ab, und man merkt, daß es solchen Annäherungen verständnislos gegenübersteht, weil sein Instinkt für

Zärtlichkeiten niemals geweckt wurde. Die Stuten bekommen jedes Jahr Füllen, und auch die Füllen sind nicht wie andere ausgelassene, träge, lebensfrohe Geschöpfe, die sich auf den Rücken legen und mit den Beinen strampeln; sie sind gleich von Geburt an kleine zottige, zurückhaltende Wesen, mit altklugen Augen, die mittrotteln, wo die Mutter geht, und wenn sie im Regiment geboren sind, laufen sie auf Marschtouren mit, im Krieg und bei der Parade, längs der Flanken der Kolonne, meistens das Maul leise bewegend, ganz von dem einen Trieb erfüllt, der für sie der unfehlbare Sinn des Lebens ist, auf der Höhe der guten Muttermilch zu sein, falls es eine Marschpause geben sollte. —

Jetzt spielt das Balalaika-Orchester, keine Kriegsmelodie, denn die Russen sind kein Kriegervolk im eigentlichen Sinne; man kann sie in Reih' und Glied stellen, im Herzen aber bleiben sie Umherstreifer und kennen an Liedern nur die wehmütigen und einförmigen Hymnen, die außer ihrer hinreißenden Melancholie auch etwas von dem musikalischen Repetitionsrythmus der Naturvölker besitzen, der mit solch hinreißender und suggestiver Kraft auf die indolentesten, und durch alle Kultur auch auf die raffiniertesten Gemüter wirkt. Hymnen, die, indem sie die Herzen berühren, die Perspektive zu den großen Ebenen mit ihren vielen hunderttausend Heimstätten öffnen, dem Festland, wo die Wolga, die große Mutter fließt, und den endlosen Steppen, wo Kirgisen und Kalmucken noch mit ihren Zelten herumziehen. Und als die Balalaika verstummt, ertönt Gesang aus dem Regiment, erst ein Vorsänger und dann ein kleiner Chor, aus dem die einzelnen Stimmen noch knarrend herausklingen, dann aber setzt die ganze Eskadron ein, und die rauhen Naturstimmen vereinigen sich zu einer tiefen und übermächtigen Stimme in der naiven, vokalen, gedanken-

losen Hingabe, aus der die Festlichkeit jedes Volksgesanges besteht.

Nach der Eskadron kommen die Reiter mit Handpferden und Feldwagen mit Heu in großen flachgepreßten Paketen, und Wagen mit Gewehren und Gepäck und Pferde mit Maschinengewehren und neue Karren mit Lanzen und Messinginstrumenten und Patronenkisten und zuletzt die Feldküchen, Pferde und Soldaten und Wagen und wieder kleine Füllen. Und als der Zug schließlich vorbei und die Straße wieder ruhig ist, kommt noch ein verspäteter Reiter auf einem kleinen Pferd angejagt, er federt im Sattel wie ein Gummiball, nicht um einen Takt langsamer als die Bewegungen des Tieres, obgleich es wie eine schwarze Flamme über die runden Pflastersteine rast, die Mähne im Winde, Funken wie ein Feuerfächer, wo die Hufe den Boden schlagen, und ein Lärm wie ein minutenlanges Unwetter von Hagel und Donner. Rasen können diese kleinen russischen Pferde, sie setzen ihre kurzen starken Beine in einem Eiltempo auf die Pflastersteine, bei dem große Dragonerpferde unter ihrem hafergemästeten Gewicht in die Knie brechen würden.

So ging die russische Reiterei zur Front.

— — — — —

Im darauffolgenden Jahr kehrte sie zurück. Es war in den Tagen, als in Brest-Litowsk unterhandelt wurde. Der Krieg war von russischer Seite beendet, schon lange, ehe der Frieden geschlossen wurde, und unabhängig davon, ob er auch wirklich zustande kam. In Moskau war ein besonderes Kommissariat, das das Heer demobilisierte, das Regiment aber kehrte nach Kazan zurück, wo es seine feste Garnison hatte, in zwei Tjepluskazügen, die es selbst requiriert und mit Hilfe von wenigen aber sehr wirkungsvollen Gesten mit Revolvern, weitergeführt hatte, wenn die Schienen nicht schnell genug frei wurden. In jeder Tjepluska waren zehn Pferde, und die

Soldaten hatten sich herrschaftlich in einem Waggon eingerichtet, der nach den römischen Zahlen zu urteilen, einst ein Schlafwagen I. Klasse gewesen war, bei seiner Ankunft in Kazan aber außer den Wänden nur noch das enthielt, was niet- und nagelfest war. Polster und Kissen, Komfort und Porzellankummen waren verschwunden. Vom Bahnhof ritt das Regiment durch die Voskresenskaja, die Hauptstraße in Kazan, die von der Universität bis zu dem alten Kremlin mit dem Tatarenturm geht: Der flotte Oberst fehlte, der Adjutant war auch nicht mehr da, überhaupt sah man keine Offiziere mehr, denn die, die vielleicht noch übrig waren, hatten keine Epauletten oder Auszeichnungen mehr. An der Spitze ritt ein rothaariger Soldat, und auf einem schwarzen Vollblut ein Matrose mit langen schwarzgelben Flatterbändern, Seemannsbluse und weißen Hosen. Es war ein sonderbarer Anblick, ein Matrose zu Pferde, und das Tier schnob und stieg unter ihm, er aber saß wie angenagelt im Sattel und unterhielt sich ungestört mit seinem Nebenmann. Er hatte keine anderen Waffen als eine schwere Browning im Gürtel. In den Eskadronen gingen die Pferde jetzt nicht mehr nach Farben rangiert, sondern je nachdem die Besitzer sich in Freundschaft zusammengefunden hatten. Niemand trug mehr die langen Lanzen; wozu diese langen Flaggenstangen schleppen, die sich keineswegs zum Morden eignen. Die meisten aber hatten sich Revolvertaschen um den Leib geschnürt, am liebsten Gendarmerierevolver mit einer langen, hellroten Doppelschnur, die sich von einem Ring am Schaft um den Hals schlang; die waren am kleidsamsten.

Das Regiment klapperte in allen Sorten Schritt und Trab durch die Straße. Die Pferde hielten noch die Ordnung inne, soweit es ihnen möglich war, die Reiter aber waren ungeduldig und durchbrachen die Reihen, um vorwärtszukommen, oder sie machten

plötzlich Kehrt und ritten unter Tumult und Gelächter und Schimpfworten zurück. Viele ritten auf dem Fußsteig und knallten lustig mit Revolvern und Karabinern, die Kugeln flogen kreuz und quer durch die Luft, einige wurden gegen die Schornsteine plattgeschlagen, andere gingen durch die Fenster und schlugen den Gips von den Decken im dritten Stockwerk. Die Füllen gerieten ganz außer sich in dieser Unordnung und Panik und verloren die Stuten aus den Augen. Die Stadtbewohner flohen voller Entsetzen um die Ecken, oder, wenn sie sich nicht schnell genug retten konnten, drückten sie sich gegen die Mauern, mit bleichen Gesichtern und hofften, daß diese furchtbare Reiterei gnädigst vorbeiziehen würde, bevor sie zu Schaden kämen.

Als das Regiment die Kaserne außerhalb der Stadt erreicht hatte, liefen die Pferde geradeswegs in den Stall und zu den Krippen, und die Reiter saßen noch auf den Rücken der Tiere, während sie sie festbanden. Die Wagen, die noch übriggeblieben waren, wurden in der Mitte des Hofes in einem Haufen zusammengefahren, und dort stehen sie noch, nur sind sie bis an die Naben in die Erde gesunken. Die Maschinengewehre wurden in den Toren aufgestellt, und dann machte man sich daran, die Kaserne zu untersuchen. Erst aß und trank man, was man in der Eile auftreiben konnte und feierte die Rückkehr und die neue Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und dann machte man es sich für die Nacht bequem. Der Matrose und der Rothaarige schliefen in dem Bett des Obersten, sie legten sich ohne Umstände mit Stiefeln und Kleidern, Sporen und Waffen zwischen die weißen Laken, und andere richteten sich in den Zimmern der Offiziere ein, viele aber fielen auch nur um, in der Offiziersmesse, oder wo es sich sonst traf, und schliefen ihren Rausch aus, den Kopf gegen einen Tisch und die Beine auf einem Stuhl. Ein Russe kann schlafen,

selbst wenn man ihn an einem Garderobenhaken aufhängt.

Solange es in der Kaserne etwas zu essen und für den Durst gab, erscholl von dort den ganzen Tag und die halbe Nacht ein furchtbarer Lärm. Alle Bürger der Stadt und jeder, dem sein Leben lieb war, hielt sich in gehöriger Entfernung von dem Gelage, das so leicht zu Orgien ausartete. Eines Tages wurden drei Soldaten ins Krankenhaus gebracht, die ganz zuschanden geschossen waren, und es hieß, daß in aller Eile ein Dutzend hatte begraben werden müssen, die bei einer durch ein Mißverständnis entstandenen Schlägerei draufgegangen waren. Die Kaserne sah furchtbar aus, die Adler waren von den Portalen heruntergerissen, die Fenster eingeschlagen oder voll von Schußsternen, der weiße Putz war in langen Stücken von den Mauern heruntergefallen, die Möbel waren zersplittert, die Bilder in den Offiziersmessen saßen voll von Kugeln, und dort, wo das Bild des Zaren gehangen hatte, hing jetzt ein Bild von Lenin, mit vier Zeichenstiften angeheftet. Der Intendant, durch die Ankunft des Regimentes überrascht, war geflohen und hielt sich in einem Keller in Kazan versteckt; er erzählte, daß die Kirche zur Abfuhr von Dünger benutzt wurde, und daß der Pope in der Wagenschmiede gefesselt saß und Schmiere lecken durfte, bevor man ihn halbtot vor Hunger und Durst laufen ließ. Den Regimentsarzt aber, der all sein Lebtag ein roher Patron gewesen war, holten die wilden Menschen in der Stadt, und banden ihn an ein Schilderhaus, bis er eines Tages durch einen Zufall erschossen wurde.

Nach und nach aber verschwanden die Heimkehrten, die Tataren waren gleich in ihre Heimat geritten; der Türke ist grausam mit Methode, alle populär-bolschewistischen Exzesse aber liegen seinem Phlegma fern. Der Rest begab sich einzeln oder

in kleinen Trupps in die Dörfer, aus denen sie aufgebrochen waren. Die führenden Bolschewisten waren schon lange in die Stadt gezogen und wohnten im Hotel oder waren bei reichen Bürgern einquartiert, und auch andere bekamen größere oder kleinere Vertrauensposten bei der Sowjetregierung und der Administration der Kommissariate. Schließlich waren alle fort und die große Kaserne lag leer, verheert und wie ausgebrannt auf ihrem öden Feld.

Der Lärm aber nahm nicht ab, im Gegenteil, er schwoll an, er wurde zu einem herzerreißenden, grauenvollen Geheul, einem unausgesetzten Finale von gellenden Schreien, es klang wie ein Gewieher von bösen Geistern, die von Tollwut befallen waren, und doch waren es nur die Pferde, die in den langen Ställen vergessen standen und an den Halftern zerrten, und die, wenn sie sich losgerissen hatten, herumgaloppierten und niedertraten, was ihnen in den Weg kam, die sich gegenseitig lange Fleischstücke mit ihren flachen Vorderzähnen aus dem Körper rissen, entsetzt, mit blutunterlaufenen Augen, in ihren furchtbaren Hunger- und Durstqualen nicht mehr Tiere. Man hörte es in der Stadt und manch einer wunderte sich vielleicht, wer aber wollte sein Leben wagen für die tollen Menschen, die sich dort draußen vielleicht noch aufhielten, und gar erst für die tollen Tiere, denen sich in solchem Zustand kein Teufel nähern konnte. Und wer sollte Heu schaffen, und wer es bezahlen, und wen ging das Ganze überhaupt etwas an . . . Uebrigens nahm der Lärm bald ab und starb schließlich ganz hin, und niemand dachte an die Kaserne, wo keiner mehr etwas zu suchen hatte, die nicht mal mehr Diebe anzog, nachdem das Regiment mit ihr abgerechnet hatte.

Einen Monat später aber, als es anfang warm zu werden, mußte die Stadt sich von neuem der Kaserne und dessen erinnern, was eigentlich in ihr vorgegangen war, denn mit gewissen Winden zog

ein furchtbarer Gestank in die Straßen, ja, ganz bis in die Häuser. Es wurde so schlimm, daß die Kommissare eingreifen mußten, und darum wurden in aller Eile 3- bis 400 Kriegsgefangene zusammengetrieben, von denen, die noch nicht in die Rote Garde eingetreten waren, um die Kadaver fortzuschaffen. Es war eine schwere Arbeit, sie einzugraben, denn die Erde war noch zu hartgefroren. Die stinkenden Körper mußten auf Karren aus der Stadt gefahren und auf eine Wiese unten an der Wolga geschleudert werden. Dieser oder jener Kriegsgefangene fiel dabei in Ohnmacht, einige starben auch. Kriegsgefangene aber sterben so leicht, und niemand vermißt sie, und jemand mußte ja die Arbeit tun, wenn nicht alle sich auf das Schlimmste gefaßt machen sollten. —

Wer im Sommer und Herbst 1918 auf der Wolga an Kazan vorbei fuhr, konnte große Vogelschwärme an dem nördlichen Ufer des Flusses über einer bestimmten Stelle kreisen sehen. Dort waren die vielen Pferdekadaver zur letzten Ruhe gebracht worden. Dort habe ich selbst zum letztenmal das Kavallerieregiment gesehen, das ich zum erstenmal von dem Fenster einer schönen Dame aus sah, als es zur Parade vor den roten Winterpalast zog. Von den meisten Körpern war bereits alles Fleisch abgeschält, die letzten blutigen Fetzen trockneten in der Sommerhitze an den weißen Skeletten. Auf den unheimlichen Schädeln saßen noch fette Raben und hackten nach einem Fetzen übriggebliebener Verwesung. Es war ein schöner Abend, aber ein häßlicher Anblick, all diese vielen Gerippe und hohl-äugigen Fratzen, die von dem frechen, ungestörten Federvieh bewacht wurden, und doch mußte ich vor allem an die allerliebsten kleinen Füllen denken, die ich so gern gestreichelt hätte, die aber immer den Kopf zurückzogen und Zärtlichkeiten nicht verstehen wollten.

Cederblom

Von den vielen Schweden, die ich in Rußland in Lust und Leid getroffen habe, hat der Delegat Karl Johan Cederblom unbedingt den geringsten Eindruck auf mein Gefühlsleben gehabt. Ich habe ihn nur einmal gesehen. Das war auf dem Nikolajbahnhof in Petrograd, wo ich einem Freund Lebewohl sagen wollte, der als Delegierter in das Innere Rußlands reisen sollte. Als ich auf den Bahnsteig kam, hatte er bereits Reisegesellschaft gefunden. Es war Cederblom, ein steifer, blonder, etwas korpulenter Herr, in einer selbstkomponierten Khakiuniform und blanken, braunen Gamaschen. Er sollte auch als Delegierter ins Innere Rußlands, in ein Gouvernement, auf dessen Namen ich nicht weiter achtete, weil ich damals noch nicht annähernd so gut in russischer Geographie bewandert war, wie jetzt. Wir gingen auf dem Bahnsteig auf und ab. Mein Freund und Cederblom hatten sich gute Plätze gesichert in einem Wagen, der für offizielle Reisende reserviert war. Cederblom war riesig aufgekratzt und redete begeistert von der Reise und seiner Erwartung all des Neuen und Unbekannten, das er zu sehen bekommen würde, und ich beneidete die beiden Glücksritter, die in das große Rußland zogen, wohin auch meine Sehnsuchtsträume sich verloren.

Die Reihe aber kam auch an mich. Ich war bereits reich an Reisen und Erfahrungen, als ich im Frühjahr 1918 die Aufforderung bekam, von Moskau

nach Simbirsk zu reisen, wo ich die Arbeit für die österreich-ungarischen Kriegs- und Zivilgefangenen übernehmen sollte. Bis dahin war noch kein dänischer Gesandtschaftsdelegierter in Simbirsk gewesen, in der letzten Zeit aber waren zahlreiche Briefe und Berichte von dort eingegangen, daß Kriegsgefangene, die in die rote Garde oder die „Dritte Internationale“ eingetreten seien, mit großer Energie denjenigen von der Mannschaft und den Offizieren, die nicht übergetreten waren, das Leben zur Hölle machten. Ich hätte vor meiner Abreise sämtliche Akten und Korrespondenzen in dieser Sache durchstudieren sollen, auf dem Generalkonsulat aber waren sie nicht aufzufinden, und plötzlich bekam ich die Aufforderung, mit einer Frist von sechs Stunden abzureisen, eine Woche früher als ich gerechnet hatte. Die Billetts würde ich von einem Mann, den ich nicht kannte, fünf Minuten vor Abgang des Zuges erhalten. Und die offiziellen Papiere vom Zentral-Sowjet — ja, die würde man mir nachschicken! Nun traf es sich so günstig, daß mir ein gefälliger Kommissariatsadjutant, der mir vor einem Monat, als ich nach Tula fuhr, meinen Delegiertenpaß ausstellte, nicht nur Tula, sondern noch mehrere andere Gouvernements mit darauf gesetzt hatte, darunter auch in glücklicher Vorausahnung Simbirsk. Davon aber schwieg ich wohlweislich. Uebrigens war zum Krach machen auch nicht viel Zeit, und da ich gern reisen wollte, so reiste ich. Von Simbirsk wußte ich nur, daß die Verhältnisse nicht sehr günstig waren, daß ich mich aber an das dänische Zivilgefangenenbureau wenden könne, das von Dr. Josef Diamant, einem trefflichen Mann, geleitet würde, der sicher gut Bescheid wisse und mir alles Notwendige mitteilen könne. Seine Adresse sei im Konsulat wohlbekannt, aber leider augenblicklich verlegt.

Ich hatte eine angenehme Reise von Moskau bis Nishnij Novgorod. In Nishnij setzte ein trockner

Schneesturm ein, obgleich es Mitte April war. Nishnij liegt prachtvoll an drei Ufern, wo die Oka und Wolga zusammenfließen. Von dem weißen Kremlin auf dem rechten Ufer, das das linke Ufer von der Wolga ist, sah ich durch den Sturm über den Zusammenlauf, der zur Frühjahrszeit eine graublauere Aussicht öffnet. Nur in Rußland kann man sich hundert Meilen von der Küste befinden und doch das Meer sehen. Auf der Reise flußabwärts bis Kazan war das Wetter schön. Wir fuhren an langen, einsamen Inseln vorbei und großen weißen Klöstern mit Kuppeln in blauen und grünen Farben: bei einer plötzlichen Biegung des Flusses kamen sie zum Vorschein, glitten vorbei wie Erscheinungen aus einer schöneren Wirklichkeit und verschwanden, als ob sie nie gewesen wären.

Auf der ganzen Reise klammerte ich mich an den Namen Diamant, der mir der einzige feste Punkt in meinem zukünftigen Dasein zu sein schien. Von Nishnij aus sandte ich auf gut Glück ein Telegramm an das „Dänische Hilfsbureau, Simbirsk“, daß man mir ein Zimmer besorgen solle. Als ich nach Kazan kam, fuhr ich mit der Bahn nach Alaty, wo ich einige Kriegsgefangenenlager besuchte, und fuhr von da mit Pferd und Wagen nach Simbirsk. An einem späten Nachmittag kam ich in der Stadt an. Einige Kriegsgefangene, die ich traf, kannten weder Dr. Diamant, noch ein dänisches Hilfsbureau. Nachdem ich längere Zeit hin- und hergefahren war, sah ich einen Mann, den ich ohne Besinnen für einen Juden hielt. Es traf sich so günstig, daß er noch dazu ein galizischer Zivilgefangener war, und ganz richtig, er konnte mir Bescheid geben. Wir mußten ein Stück zurückfahren, denn Dr. Diamant wohnte am Ende der Stadt in einer hübschen, grünen Straße, die halbwegs Dorfgepräge hatte. Mein Kutscher hielt vor einem kleinen wurmstichigen Holzhaus, das offenbar eine Art Hotel garni war: N o m e r a

Gottlieb a stand mit russischen Buchstaben überm Eingang. Ich zog an dem Glockenstrang, aber er gab keinen Laut von sich. Da ging ich ins Haus und stieß in der Küche auf ein großes dickes Frauenzimmer, das mir verdrießlich mitteilte, Dr. Diamant sei nicht zu Hause und hätte sich während der letzten Tage höchstens fünf Minuten sehen lassen. Ich fragte, ob ich hier auf ihn warten könne, und sie führte mich in ein kleines schmales Zimmer. An der Tür hing ein Plakat aus Pappe mit einer Aufschrift in vier verschiedenen Sprachen, Russisch, Polnisch, Deutsch und Ungarisch: Dr. Josef Diamant, Advokat, Bevollmächtigter des Kgl. dänischen Generalkonsulats, Bureauzeit von 10—12 Uhr, ausgenommen Sonnabend und Sonntag. Und darunter stand mit Bleistift auf Russisch: „Anfragen sind unnütz. Alles Geld ist verteilt!“ Das Zimmer war kümmerlich möbliert: ein schmales eisernes Bett, ein Stuhl und eine Kommode. Ueber der Kommode ein Spiegel, in einer Ecke etwas Garderobe, eine Handtasche und ein Paar Gummischuhe, auf dem Tisch einige polnische und hebräische Bücher und eine Menge Quittungsformulare. Es war kein Zweifel möglich: dies war das Kgl. dänische Hilfsbureau! Ich trug meinen Koffer hinein und war gerade wieder hinausgegangen, um mit dem dünnbärtigen Tataren abzurechnen, der mich die letzten 60 Werst gefahren hatte, und wir waren drauf und dran aneinander zu geraten, weil er sich nicht mit der vorher vereinbarten Summe begnügen wollte, als ein Wagen in voller Karriere ankam, und aufrecht im Wagen stand ein kleiner dicker Herr mit bloßem Kahlkopf und rollenden Augen, der aufgeregt mit den Armen winkte. Als der Wagen hielt, näherte er sich mit tiefen Verbeugungen und einem Ausdruck wohlwollender Ergebenheit in seinen runden Augen. Er war nachlässig gekleidet, aber mit einem Kragen und auch sonst wie ein Euro-

päer. Er legte gleich seine weiche Hand auf meinen Arm, als ob er mir ehrerbietigst zuvorkommen wollte und begann mit reißender Geschwindigkeit: „Diamant — Dr. Diamant, ich stehe zu Diensten, Herr Konsul. . . . Sehr geehrt — außerordentlich erfreut! . . .“ Und er log wirklich nicht, denn man konnte es ihm auch ansehen. Die Worte entströmten seinen Lippen, sie überschlugen sich, und wenn ihm während des Redestroms etwas einfiel, was noch besser und wichtiger war, dann ging eine wahre Explosion in seinem Munde vor, so daß die Luft in mehreren Metern Umkreis feucht war. Von seiner Willkommensentladung erinnere ich mich unter anderem, daß er sagte, er habe sich während der letzten vierundzwanzig Stunden fast unausgesetzt auf dem Bahnhof aufgehalten, denn er erwartete mich bestimmt mit dem Zuge und man wüßte heutzutage ja nicht mehr, wann er käme . . . er habe ein kleines Vermögen an Droschken ausgegeben, denn die Esel verlangten ja Unglaubliches, das aber spiele gar keine Rolle, denn er legte so häufig aus seiner eigenen Tasche aus . . . glücklicherweise aber habe er durch einen Freund erfahren, daß ich zu Wagen angekommen sei, wie er sich übrigens auch einen Augenblick gedacht habe, und nun sei er also hier und stehe vollkommen zu meiner Verfügung! Ein Zimmer im Hotel „Passage“ sei requiriert, das beste Hotel, das es gäbe, aber ich dürfe natürlich nicht auf den Komfort rechnen, auf den ich Anspruch hätte. Jetzt aber wolle er sich ganz der Freude über meine Ankunft hingeben, denn ich könne mir denken, welche Verantwortung von seinen Schultern gewälzt wäre und welche Beruhigung es für ihn sei, denn es ginge so weit, daß man oft sein Leben bedrohe. Hauptsächlich aber freue er sich persönlich, daß er endlich wieder Gelegenheit habe, mit einem Europäer zu sprechen, einem gebildeten Menschen, er sei selbst Advokat und Dr. jur. . . . aber um Gottes

Himmels Willen, er vergäbe sich selbst, ich mußte ja furchtbar hungrig und müde sein, er selbst hätte während der letzten Tage kaum etwas gegessen, denn russische Bahnhofsbuffets . . . nicht wahr, man war doch Kulturmensch! . . .

Hier benutzte ich die Gelegenheit, nicht ein Wort einzuschieben, sondern nur mit einer Handbewegung auf meinen Tataren zu deuten, dessen Spitzbubengesicht sich zu einem hoffnungsvollen Grinsen verzogen hatte. Der Doktor griff die Situation sofort auf, als ob ich ihm einen Ball zugeworfen hätte und übernahm blitzschnell die Verhandlung. Es war überwältigend zu sehen, mit welcher Geschwindigkeit das Wesen dieses kleinen Mannes von Ehrerbietung zu äußerster Erbitterung und unbeherrschtem Zorn wechselte. Er stampfte auf die Erde und überschüttete den nichtsahnenden Tataren mit der Gewalt einer Naturentladung und einer sprudelnden Technik im Schimpfen: er rief Gott und alle Propheten zu Zeugen auf, daß er ein niederträchtiger Schurke und Spitzbube sei! Ob er sich in seiner faulen Unwissenheit vielleicht einbilde, daß er es hier mit Hamstern, Kulacken oder gemeinen Wucherjuden zu tun habe, oder ob er gutwillig einsehen wolle, daß sie Kulturmenschen seien, zuerst in aller Bescheidenheit Diamant, kaiserlich: *imperatorskij* österreichischer Advokat, — obgleich, was wußte so ein Rindvieh von einem Tataren von Jura, — also besser Doktor Diamant, *vračh* (Arzt), einer dieser stillen Wohltäter der Menschheit, die ihre Barmherzigkeit umsonst ausüben, „wenn du das besser verstehst, du infamer Bazarräuber, Brotverteurer, Huligan, du kalmückisches Schwein! Und dieser edle Herr, den du, ohne dein Glück zu ahnen, die Ehre hattest, zu fahren, und den du ausplündern willst, — pfui Teufel, ich muß ausspucken! — das ist ein hoher Barin, ein Konsul, ein Amerikaner, der dich verhaften und auf un-

bestimmte Zeit ins Gefängnis werfen lassen kann, wenn er nur mit dem kleinen Finger winkt, falls du wegen deiner unglaublichen Frechheit gegen einen unantastbaren Diplomaten nicht sofort standrechtlich erschossen wirst. . .

Und mit diesen Worten zog Dr. Diamant einige Scheine aus seiner Brieftasche, die er in Bereitschaft gehalten hatte, bezahlte beide Kutscher und schlug dem Tataren die Tür vor der Nase zu, der noch lange vor dem Hause schrie und schimpfte, bis er fluchend und mit der Peitsche knallend davonfuhr.

Dr. Diamant zeigte sich als ein umsichtiger Wirt. Er hatte eingekauft, um mich bei meiner Ankunft hübsch bewirten zu können: Eier, Fleischaufschnitt, Wurst, roten Lachskaviar, Honig und ein kleines Stück Käse. Die Wirtin stellte einen Samovar auf und Dr. Diamant wickelte die Eier in ein Tuch und kochte sie mit großer Geschicklichkeit im Samovar. An Eßgeräten war Mangel, aber da konnte ich aus-
helfen.

Diamant stellte gleich voller Stolz zwei Flaschen Vodka auf den Tisch und zeigte mir mit einem schalkhaften Lächeln eine Flasche Kognak, die er im Bett versteckt hatte. Ich könne nicht raten, was sie gekostet hätte, aber es sei eine teure Ware, das wüßte ich sicher! Dr. Diamant stellte ein großes Glas vor mich hin und ein ganz kleines für sich selbst und schenkte ein. Das kam mir etwas sonderbar vor und ich dachte, daß man niemanden trauen könne: ich hatte 150 000 Rubel bei mir, was damals noch eine ganz hübsche Summe war. Als ich aber protestierte, sah Diamant mich so flehend und erstaunt an und sagte, daß das Glas Herrn Cederblom gehöre, der im vorigen Jahr mehrere Monate hier gewesen sei, ein wundervoller Mensch, der Dr. Diamants Leben verschönt habe. Was hatten sie für gemütliche Abende zusammen gehabt, natürlich auch in größerer Gesellschaft und mit Damen, und Herr Konsul Ceder-

blom habe gesungen, oh, so wundervoll — auf Skandinavisch, und es wäre ihm solch liebe Erinnerung, wenn ich aus dem Glas trinken würde. Natürlich trank ich aus Cederbloms Glas und stieß mit Dr. Diamant an, der sein Glas hob und so stilvoll wie nur ein Schwede grüßte.

Nachdem Dr. Diamant den Tisch abgeräumt hatte, zündete ich mir eine Pfeife an und saß im Bett, halb schlafend. Dr. Diamant aber plauderte drauf los und erzählte mir seine Lebensgeschichte, seine Kindheit in Stanislau, die Studienjahre in Wien, von seinem hochseligen Vater und seiner guten Mutter, die glaube, daß die Engel im Himmel Jiddisch sprechen, von seinem Bruder, der so jung gestorben sei, und von seinen entzückenden Kindern, einer Nichte und einem Neffen, so unbeschreiblich schön, besonders der Junge, der auch fast pervers begabt sei. Und Dr. Diamant erzählte Beispiele von seiner Klugheit. Und von Cederblom berichtete er, munter und frivol, während wir an einem Grog nippten, bei dem an Kognak für mich nicht gespart war. Diamant hatte nicht Worte genug, um Cederbloms Beliebtheit und Lebenswürdigkeit zu schildern, und dennoch fand er Gelegenheit, den Eindruck, den er von mir bekommen hatte, auf solche Weise anzuzeigen, daß ich mich bei dem Vergleich geschmeichelt fühlen konnte. Trotzdem dachte ich mit einer gewissen Besorgnis an Cederbloms gesellschaftliche Talente, besonders an seine Singstimme: wie sollte ich je solche Popularität in Simbirsk erlangen, wie Cederblom sie offenbar besessen hatte? Uebrigens wurde ich immer matter und matter, ich konnte jetzt doch nachgerade merken, daß ich die letzten Tage 150 Werst in einer russischen Tjelega (Wagen) gefahren war, ohne Federn, wenn auch eine ganze Heufuhre auf dem Wagen gelegen, und am letzten Tage der Vorläufer sogar Schellen gehabt hatte. Darum wollte ich mich ins Hôtel zurückziehen, als

aber Dr. Diamant erklärte, daß es hier am Ende der Stadt gar keine Droschken gäbe, und er mich aufs dringendste bitten müsse, mein Leben nicht durch einen nächtlichen Spaziergang, bei dem er mich außerdem begleiten müsse, weil ich ja in der Stadt nicht Bescheid wüßte, aufs Spiel zu setzen, da ergab ich mich schließlich darein, bei ihm zu übernachten. Ich sollte in seinem Bett schlafen, während er sich ein Lager auf dem Fußboden zurechtmachen wollte.

Ich entledigte mich meines Kragens und meiner Stiefel und deckte mich mit meinem Pelz zu, während ich Dr. Diamant das Bettzeug und meine Reisedecke überließ. Ich erinnere mich nur noch, daß ich Dr. Diamant in Normalunterzeug mit einem schmutzigen Hemdbrettchen sah. . .

Ich schlief in jener Nacht besonders tief, und ich schlafe immer sehr fest, darum nehme ich an, daß der Lärm ganz ungewöhnlich war, der mich aus dem Bett taumeln und fragen ließ, was denn los sei. Dr. Diamant war schon wach und hatte Licht angezündet. Er stand auf bloßen Füßen, die aus einem geblühten Nachthemd hervorsahen und hatte das Ohr gegen die Wand gelegt. Vom Nebenzimmer erklangen aufgeregte Stimmen und der Lärm von Möbeln, als ob die, die sich zankten, auch das Mobiliar zu ihrer Auseinandersetzung benutzten. „Das ist Tatjana Mikailovna, die nach Hause gekommen ist!“ gelang es mir endlich aus Dr. Diamant herauszubringen, der dem Verlauf der Schlacht mit gespanntem Interesse folgte. „Wer, sagen Sie?“ — „Eine junge Dame, die hier nebenan wohnt. Sie studiert Zahnartzkunde.“ — Ob sie denn nachts Zähne ausziehe? — Der Lärm hatte indessen abgenommen, und man hörte nur leises Zanken hinter der Bretterwand. Dr. Diamant setzte sich zu mir auf die Bettkante und erzählte mir flüsternd, während er beständig mit dem einen Ohr zur Wand lauschte: „Sie kennen Tatjana Mikailovna nicht, Herr

Konsul, aber Sie werden finden, daß sie ein ungewöhnlich hübsches Mädchen ist — und intelligent. Sie ist etwas leichtfertig, leidenschaftlich, verstehen Sie. Aber wie ist die Moral überhaupt hier in Rußland? Sie sind ein junger Mann, der sich umgesehen hat, Herr Konsul, und wissen selbst Bescheid, ich kann Ihnen nichts Neues erzählen, und doch versichere ich Sie, daß die Moral schlimmer ist als Sie ahnen. Bereits in der Schule . . . unglaubliche Verhältnisse . . . von verheirateten Frauen will ich gar nicht reden, für die ist es ja geradezu keine Schande. Tatjana ist siebzehn Jahre alt. Augenblicklich hat sie ein Verhältnis mit einem ungarischen Kadetten. Er will sie heiraten. Sie können sich die Gesichter seiner Eltern vorstellen, alter magyarischer Adel. Jetzt aber scheint sie seiner überdrüssig geworden zu sein, heute Abend ist ein deutscher Zivilgefangener bei ihr, Behrens, der bei den Bolschewisten Karriere gemacht hat. Er ist Kommandir beim Karl Marx-Bataillon und hat großen Einfluß. . .

Hier riß mir die Geduld. Ich schluckte eine Unmenge Flüche hinunter, befahl, daß das Licht gelöscht und Dr. Diamant seinen Mund halten sollte. Aber es gelang mir nicht, wieder einzuschlafen, obgleich ich von vorn und von rückwärts bis Hundert zählte. Erstens war ich so nachdrücklich von Wanzen um meine Handgelenke gestochen worden, daß ich mich kratzte bis ich glühte. Und zweitens war ich überwach geworden und ließ mich von dem geringsten Geräusch stören, und hellhörig war es zur Genüge. Ich wälzte mich hin und her, bald war mir zu warm, bald zu kalt, und ich dachte mit bitterer Ironie, wie sinnlos und zufällig es sei, daß ich hier neben Dr. Diamant läge und wie diese Tatjana wohl aussehen möge.

Eine oder zwei Stunden vergingen, bevor ich wieder einschlief, dann aber schlief ich auch bis in den hellen Tag hinein. Die Sonne schien ins

Zimmer, als ich zum Bewußtsein kam. Dr. Diamant war schon angezogen und hatte das Zimmer aufs zierlichste aufgeräumt. Neben meinem Bett stand auf einem Holzbrett eine große Untertasse mit Wasser und einem kleinen Stück Seife. Dr. Diamant saß bald am Tisch, bald ging er schwermütig und vorsichtig im Zimmer auf und ab. Als ich zu erkennen gegeben hatte, daß ich wach sei, wurde er gleich guter Laune, wünschte mir guten Morgen, fragte nach meinem Befinden, bedauerte tief und weitläufig die nächtliche Störung und erzählte, daß er wie gewöhnlich seit sieben Uhr auf gewesen sei; jetzt war die Uhr halb zwölf.

Ich ging in die Küche hinaus, um ein Bad in meiner Gummibadewanne zu nehmen. Als ich durch den kleinen dunklen Korridor zurückging, öffnete ich eine falsche Tür und stand, bevor ich mir selbst darüber klar war, in einem Zimmer, das man im ersten Augenblick für das Dr. Diamants halten konnte, denn es hatte dieselbe Größe und war ebenso möbliert. Glücklicherweise war niemand drin, denn ich war ziemlich leicht bekleidet nach der Dusche. Die Kommode stand voll von Parfümflaschen, geleerten und halbgeleerten, und überall waren reichliche Spuren von Puder. Im Bett schlängelten sich zwei schwarze Seidenstrümpfe mit Löchern an den Zehen. Als ich mich gerade zurückziehen wollte, entdeckte ich an der Wand zwischen dem Zaren und Lenin die hübschgerahmte Photographie eines Mannes, den ich zu kennen meinte. Er trug eine Khakiuniform und blanke Reitgamaschen, und unter dem Bild stand mit großen schwungvollen Zügen eine Zueignung von dem Kgl. Delegierten Karl Johan Cederblom.

Dr. Diamant

Beim Frühstück im Hotel „Passage“ sagte ich zu Dr. Diamant, es sei notwendig, so schnell wie möglich ein Lokal für das Konsulat zu suchen und daß ich ihm dankbar wäre, wenn er die notwendigen Schritte tun würde. Es war eine Kleinigkeit für Dr. Diamants Fähigkeiten, diesem Wunsch zu entsprechen. Bereits Tags darauf konnte ich zu einem reichen jüdischen Kaufmann ziehen, Tschardeskij, der auf der Flucht von Kiew nach Osten vorläufig in Simbirsk Halt gemacht und sich ein Haus gekauft hatte, wo er von seinem Geld und zufälligen Geschäften lebte. Dr. Diamant war Hausfreund bei der Familie, die mit Freuden diplomatische Einquartierung aufnahm. Es war wie ein Extraschutz in diesen unruhigen Zeiten. Nach meinen Anweisungen wurde aus zwei altrussischen Flaggen eine große Dannebrog-Fahne genäht, die Tag und Nacht über der Straßentür wehte und berechtigtes Aufsehen in der Straße erweckte. Es war eine hübsche Flagge, das Größenverhältnis der Felder stimmte vielleicht nicht ganz, aber sie hatte einen gewaltigen Zungeneinschnitt, und Gott weiß, was später aus ihr geworden ist.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes war ich damit beschäftigt, bei den verschiedenen Kommissariaten Besuche zu machen. Dr. Diamant und ich fuhren von einem Herodes zum anderen, und während ich mich vorstellte und in schlechtem Russisch

meine Betrachtung der Lage zum Besten gab, stand Dr. Diamant mit verhaltener Ungeduld dabei, bald mit bekümmertem Miene die Schießlöcher in der Decke betrachtend, bald zerstreut aus dem Fenster blickend; kaum aber war ich festgefahren, dann fiel er sofort ein, verschlang den Faden der Unterhaltung und erklärte das, was ich gesagt und das, was ich nicht gesagt, und das, das ich nie hatte sagen wollen, viel besser als es mir selbst möglich gewesen wäre.

Hatte ich anfangs den Gedanken gehabt, es sei vielleicht das beste, die offizielle Zusammenarbeit mit Dr. Diamant zu beschränken, so zerschlug sich dieser Plan ganz von selbst. Denn erstens fiel diese Möglichkeit Dr. Diamant überhaupt gar nicht ein, und zweitens lag auch kein Grund vor, sich, eines ästhetischen Vorurteils wegen, die Vorteile von Dr. Diamants Fähigkeit und Energie entgehen zu lassen. Einen hilfsbereiteren und uneigennützigern Sekretär als Dr. Diamant konnte ich schwerlich aufreiben. Ich weiß wohl, daß es nicht lauter Menschenliebe war, die das Werk trieb, sondern daß seine Hilfsbereitschaft einzig und allein den Zweck hatte, mir persönlich zu gefallen, und es mag sein, daß er damit besondere Ziele verfolgte; entdeckt aber habe ich sie nie. Er war eine aufopfernde Natur, und ganz besonders im Verhältnis zu mir, er umfaßte mich mit Gefühlen, die gleichzeitig die eines Vaters und eines Dieners waren. Wie oft habe ich mich nicht geschämt, daß ich seine Zuneigung nicht nach Verdienst erwidern konnte.

Dr. Diamants persönliche Forderungen an die materiellen Güter des Lebens waren lächerlich klein, für seine Freunde aber war das Beste gerade gut genug, und ihre schlimmsten Ausschweifungen waren entschuldbar. Im Verhältnis zum Geld besaß er eine sauber rationalistische Lebensauffassung, die jenes

katastrophale Risiko mit Bezug auf die Klasse ausschloß, das oft mit einer mehr christlich-romantischen Auffassung vom Geldwert verbunden ist. Unter den jüdischen Zivilgefangenen besaß er fast die Autorität eines Rabbiners und trat in Streitfällen als Richter auf, und die christlichen Zivilgefangenen verschiedener Nationalitäten hatten trotz allem mehr Zutrauen zu ihm als zueinander. Die kriegsgefangenen Offiziere liebten ihn nicht, doch behandelte er sie mit einer untertänigen Höflichkeit, die sie entwaffnete, und außerdem ordnete er Anleihen für sie bei verschiedenen jüdischen Zivilgefangenen, die Geld verdient hatten und gern den Verdienst auf vorteilhafte Weise in österreichischer Valuta umgesetzt haben wollten. Wie viel besser war er nicht, kurz gesagt, als die schmucken Leutnantsekretäre, die ich häufig bei meinen Kollegen antraf und die nur Frauenzimmergeschichten im Kopf hatten. Dr. Diamant war untertänig, wenn es nichts kostete, grob bis zur Grenze des Poetischen, wenn keine Gefahr damit verbunden war. Er ging zu den Autoritäten und wartete, wurde hinausgeworfen und kam wieder und wartete abermals, bis er vorgelesen wurde. Er schrieb und ich unterschrieb. Er lief und ich fuhr. Er schrie sich heiser vor der Schranke und ich ging durchs Lokal, das Gesicht nur in stumme drohende Falten gelegt. In all der Zeit, die er bei mir war, haben wir in schönster Harmonie zusammen gearbeitet.

Sein einziger moralischer Fehler war, daß er nicht die natürliche Fähigkeit besaß, zwischen wahr und unwahr zu unterscheiden. Es geschah nicht selten, daß ich ihn bei nicht zu entschuldigenden Irrtümern erappte. Aber selbst dann war sein kindliches und offenes Selbstvertrauen so groß, daß meistens ich der Verlegene wurde. So erinnere ich mich, daß ich einst, als er ausgegangen war, auf seinem Tisch einen Brief entdeckte, der ihm vor

vierzehn Tagen zur Beantwortung übergeben worden war. Es war eine kitzlige Sache, sie drehte sich um einen russischen Lagerkommandanten, der unter der Hand von dem Mehl verkaufte, daß er für die Verpflegung der Kriegsgefangenen bekam. Da die Antwort auf sich warten ließ, hatte ich Dr. Diamant gebeten, deswegen zu mahnen. Dort aber lag der Brief noch unerledigt! Als Dr. Diamant kam und nichtsahnend an seinem Schreibtisch Platz genommen hatte, setzte ich mich ihm gegenüber und fragte leichten Tones, was wohl eigentlich dem Kommissariat einfiel, daß es ein so ernsthaftes Schreiben gar nicht beantworte. Dr. Diamant hob seine Augen himmelwärts und wunderte sich lange und fließend über die Unhöflichkeit der Russen, ihre Unwissenheit, Trägheit, Frechheit usw.: er habe erst neulich im Vorbeigehen dem Kommissar das Unpassende, Empörende, Skandalöse seines Benehmens vorgehalten . . . Im selben Augenblick entdeckte er den Brief, den ich recht offenkundig auf dem Tisch angebracht hatte, und wurde blaß, ergab sich aber nicht. Mit glänzender Selbstbeherrschung ließ er seine Rede noch eine Weile weiterströmen, während er behende einen weißen Bogen über das Indizium schob. „Wenn Sie es wünschen, Herr Konsul, werde ich noch heute wieder zum Kommissar gehen!“ Ich nahm wie in Gedanken das Stück Papier und faltete es achtmal zusammen, während ich dachte, wie unmöglich es sein würde, den Brief zu nehmen, abgesehen davon, daß unser gegenseitiges Vertrauensverhältnis unwiderruflich dadurch gestört würde. Darum sagte ich nur, es wäre wohl besser, noch etwas zu warten, vielleicht wäre es auch nicht ungefährlich zu drängen, man konnte nie wissen, ob der betreffende Kommandant sich rächen würde, und wer weiß, vielleicht war der Kommissar persönlich interessiert . . . und Dr. Diamant, auf dessen Stirn Schweißperlen standen, nickte so eifrig, als ob ich

seine geheimsten Gedanken ausspräche, und hielt seine Blicke standhaft von dem aufgedeckten Brief fern. Nein, ich wollte in den nächsten Tagen mal selbst zum Kommissar gehen. Wenn er, Dr. Diamant, mir unter der Hand ein Pfund Tabak besorgen wollte, das ich wie eine kleine zufällige Aufmerksamkeit mitbringen konnte, würde es sich am allerbesten so ordnen. Und dann erhob ich mich, ganz nervös vor Unbehagen, ohne den Brief mitzunehmen. Dr. Diamant aber, der nicht dumm war, erzählte hinterher und sogar hinter meinem Rücken, daß ich nicht nur ein feiner, sondern auch ein ungewöhnlich kluger Mann sei, die Freude meines Vaters und ein Schmuck für die Nation, der ich angehörte.

Dr. Diamant war in Namera Gottlieba wohnen geblieben — aus persönlichen und praktischen Gründen. Er liebte die Gegend und die Menschen, das Essen war „koscher“ und er spielte „Préférence“ mit seinem Wirt Gottlieb. Außerdem war die Miete billig, ein Umstand, der der Hilfskasse zugute kam, da die Miete mit zu den Kontorausgaben gehörte. Dr. Diamant empfing beständig eine große Anzahl Zivilgefangener, die ihn in allen möglichen Angelegenheiten aufsuchten, und obgleich er sich häufig beklagte, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe habe, war er doch stolz darüber, daß so viele Menschen seinen Rat suchten. Die Unterstützung der Zivilgefangenen zahlte er jeden Monat in dem alten Büro aus, weil sein Freund Tschardefskij die furchtbare Invasion von Stammesgenossen ungerne auf seinen Treppen sah.

Eines Abends gegen acht Uhr, als ich zu Hause beim Tee saß, kam der diensttuende Kriegsgefangene herein und sagte, es sein ein Jude draußen, der mich unbedingt sprechen wolle und trotz der späten Stunde heftig darauf bestehe. Ich ging zu ihm hinaus und erkannte den kleinen Juden, den ich an dem Abend, als ich nach Simbirsk kam, nach dem Weg gefragt

hatte. Er hieß Majer mit Vornamen und wurde nie anders genannt. Kaum sah er mich, so rief er mit einem Ausdruck, als ob er seine Seele hingäbe: Herr Konsulat, der Doktor Diamant liegt ermordet zu Hause! Ich vergeudete keine Zeit mit Fragen, sondern zog den kleinen Juden mit mir die Straße hinunter. So waren also Dr. Diamants häufig wiedergegebenen Ahnungen doch in Erfüllung gegangen! Er hatte für seinen Eifer im Dienst büßen müssen! Majer lief, um mit mir Schritt zu halten und vervollständigte atemlos seine erste lakonische Mitteilung. Gott sei Dank, Diamant war nicht ermordet. Es war nur nah daran gewesen. Das Geld aber, das er zur Verteilung gehabt hatte, war geraubt worden, Majer war — so erzählte er — gegen halb acht Uhr gekommen, um die dreißig Rubel Unterstützung abzuholen, die ihm zukamen — der eingetretenen Umstände halber habe er sie aber nicht bekommen, doch daß ich sie ihm auszahlen werde, bezweifele er nicht. Bei Gottliebs war ja niemand zu Hause gewesen, und er bekam auch keine Antwort, als er an Dr. Diamants Tür klopfte. Er wollte sich gerade mißmutig entfernen, als er ein Stöhnen aus dem Zimmer zu hören meinte. Er klopfte von neuem und rief: Ich bin's, Majer! Sind Sie zu Hause, Dr. Diamant? — Ach, Hilfe, Hilfe, hörte er da Dr. Diamants Stimme — sind die Räuber fort? — Die Räuber? rief Majer. Sind Sie überfallen worden, lieber Doktor? Leben Sie? — Ja, ich lebe, jammerte Dr. Diamant, aber ich bin halbtot und gefesselt. Die Tür ist abgeschlossen. Holen Sie schnell die Polizei und den Konsul.

Inzwischen hatten wir Dr. Diamants Wohnung erreicht. Vorm Hause stand ein Haufe Menschen, und nur mit Mühe bahnte ich mir einen Weg durch den kleinen Korridor ins Zimmer, das ganz voll war von Milizionären, Leuten in Uniform und in Zivil, Männern mit Gewehren und jungen Detek-

tiven in schwarzen Blusen mit großen Browningpistolen im Gürtel. Auf dem Bett saß der Polizeichef Wladimir Stefanowitch Kruvaschin, ein dicker, indolenter Russe von so ungewöhnlichen Dimensionen, daß er sogar sitzend seinen Vorgesetzten, den kleinen, unangenehm aussehenden Kaukasier Grigorij Nikolajewitsch, der das Verhör abhielt, übertrug. Vor diesen beiden stand Dr. Diamant, von seinen Fesseln befreit, gelblichblaß im Lampenlicht und zitternd, aber offenbar unbeschädigt. Ich begrüßte ihn und Wladimir Stefanowitch, der mich einlud, neben ihm auf dem Bett Platz zu nehmen und mich gleich wegen Zigaretten anpumpte. Der kleine Kaukasier hatte das Verhör unangefochten fortgesetzt. Er hatte sich vor Dr. Diamant aufgestellt und bohrte seine stechenden, grausamen Augen durchdringend in die flackernden Dr. Diamants. Jede seiner Fragen begleitete er mit einem Hieb der Reitpeitsche gegen seine Stiefel, ein Laut, bei dem Dr. Diamants angegriffene Nerven reagierten, so daß er jedesmal zusammenfuhr und das Weiße ihm aus den Augen trat. Der Arme! Wenn man ihn so gut kannte wie ich, konnte man sich vorstellen, was er bereits durchgemacht hatte, und jetzt wurde er noch dazu nicht wie das Opfer eines frechen Verbrechens, sondern eher wie ein verdächtiger Verbrecher behandelt, gegen den man Beweise sammelte.

Es wurde ein Protokoll über das aufgenommen, was die Räuber Dr. Diamant geraubt hatten. Zwei Männer waren es gewesen, beide maskiert. Das Zimmer trug deutliche Spuren von ihrem brutalen Vorgehen. Alle Sachen waren mitten auf den Fußboden geworfen, es schwamm da von Kleidungsstücken, Büchern und Hunderten von Quittungsformularen. Dr. Diamants hübsche braune Ledertasche, ein vereinzelt Zeugnis seiner wohlhabenden Advokatenzeit in Lemberg, war an beiden Seiten mit einem scharfen Messer aufgeschlitzt. Dr. Diamant

erschauerte vor Angst, während er demonstrierte, wie die Räuber sie aufgeschnitten und den Inhalt herausgerissen hatten.

Die Beute der Räuber betrug einige tausend Rubel von dem Geld des Konsulats, zirka 15 000 Rubel, die Dr. Diamant von verschiedenen Landsleuten zur Aufbewahrung bekommen hatte, eine geringe Summe seines eigenen Geldes und vier leckere Karakulfelle (Persianer) von allerfeinster Qualität, die er in dem ersten Jahr seines Exils für 12 Rubel gekauft hatte, die jetzt aber mindestens ihre 225 Rubel das Stück wert waren, und nicht einmal für diesen Preis wollte er sie hergeben, obgleich er ihm geboten war.

Der dunkelhäutige Kaukasier schnitt Dr. Diamants Redestrom kurz ab: Genug! Antworten Sie auf meine Fragen! Wie sahen die Räuber aus? — Dr. Diamant: ich habe ja schon gesagt, daß sie maskiert waren! — Das ist keine Antwort. Erinnern Sie sich keiner besonderen Kennzeichen? — Dr. Diamant erinnerte sich keiner. — Waren sie groß oder klein, welche Sprache sprachen sie und was hatten sie an? — Sie waren verschieden, meinte Dr. Diamant, sie verständigten sich nur durch Gesten und trugen braune Militärmäntel wie alle Leute heutzutage in Rußland. — Wie waren ihre Augen? — Dr. Diamant sagte mit leisem Knurren: Wie die Augen von Mördern, denke ich! — Welche Waffen hatten sie? — Revolver, antwortete Dr. Diamant, und mit heftigem Widerwillen: und Messer. Er zeigte mit den Händen ein Größenmaß, das jedenfalls nicht zu klein war. — Was für eine Sorte Revolver? — Dr. Diamant schüttelte gereizt den Kopf. — Ich meine, welches System? — Dr. Diamant wollte es nicht wissen. — Welches Kaliber? — Da aber verlor Dr. Diamant die Geduld. Und wenn es sein Leben gegolten hätte, so mußte er sich entladen: Sind Sie denn vollständig verrückt, Mann! Glauben Sie, daß man auf ein Kaliber achtet, wenn

einem ein Revolver in mörderischer Absicht unter die Nase gehalten wird? Wollen Sie sich über mich lustig machen, oder sind Sie so dumm wie ein Musjik?

Ich bewunderte Dr. Diamants Mut, aber natürlich war es nicht die richtige Methode, grob gegen die Polizei zu werden, die in Rußland nicht klüger ist als anderswo, dafür aber schneller bereit, sich der natürlichen Vorteile ihrer Stellung zu bedienen. Dr. Diamant mußte sehr aufgeregt sein, wenn er all die Vorsicht und Selbstbeherrschung, die er mir so oft gepredigt hatte, so vollständig vergaß. Der Kaukasier diktierte mit offenbarem Behagen dem Protokollführer, daß Dr. Diamant sich geweigert habe, die Fragen der Polizei zu beantworten, daß er sich in Widersprüche verwickelt und andere verdächtige Beweise eines schlechten Gewissens gegeben habe. Kruvaschin lehnte sich zu mir hinüber, nahm eine Zigarette aus meinem Etui und sagte lächelnd: Dachte ich es mir doch, Herr Konsul. Der verfluchte Jude hat die ganze Sache selbst arrangiert. Ich sah gleich, wo Grigorij Nikolajewitch hinaus wollte. Er ist ein schlauer Kopf, wir haben zwanzig Jahre zusammen gearbeitet, und ich versichere Sie, er kann einen Verbrecher eine Meile weit riechen. — Was konnte ich machen bei der Wendung, die die Sache so plötzlich genommen hatte? Ich versicherte Kruvaschin, daß ich von der Unschuld des Doktors überzeugt sei, ich protestierte, ich drohte — umsonst. Wladimir Stefanowitsch zeigte mir seine weißen Zähne unter dem schwarzen, hängenden Schnurrbart und sagte mit einer feinen Andeutung: Beruhigen Sie sich, Herr Konsul, hier ist ja nicht die Rede davon, daß man Sie belästigen wird. *Tschestno slovo*: Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie nicht in die Angelegenheit verwickelt werden sollen, außer höchstens als Zeuge! Gute Nacht! Es war mir ein Vergnügen. Gestatten Sie, daß ich mir noch eine Zigarette nehme?

Zwei Polizisten hatten mittlerweile Dr. Diamants Taschen untersucht und seine Person betastet. Bevor sie mit ihm abzogen, versprach ich ihm meinen vollen persönlichen und juristischen Beistand und forderte ihn auf, guten Mutes zu sein. Er aber war vollständig zusammengebrochen und klagte sich selbst wegen des Schicksals an, das ihn betroffen hatte. Es war ein herzerreißender Anblick, als er fortgeführt wurde. Ich blieb allein in dem verheerten Zimmer zurück und wollte gerade gehen, als der kleine Jude auftauchte, seine Hände rang und mit kläglichem Stimmte sagte: Ach, welch ein Unglück, Herr Konsulat. Ob sie den armen Doktor wohl gleich erschießen werden? Und ich habe meine dreißig Rubel nicht bekommen! Ich kann sie, weiß Gott, Herr Konsulat, nicht entbehren. . . Auf dem Fußboden lagen noch die Quittungen. Ich suchte nach einer, die noch nicht beschrieben war, füllte sie aus, ließ ihn unterschreiben und gab ihm das Geld, worauf er sich mit vielen Verbeugungen und Danksagungen entfernte.

Als ich nach Hause kam, hatten meine Wirtsleute bereits von dem Ueberfall gehört, der ganze Umfang des Unglücks aber wurde ihnen erst jetzt bekannt. Das gab ein Jammern; denn Dr. Diamant war sehr beliebt dort im Hause, sowohl als Jude wie als Mensch, seines Wesens und seines nie versagenden Diensteifers wegen, und wenn sogar ich ihn nicht vor Gefängnis und Schlimmerem retten konnte, welche Sicherheit bot dann das Leben überhaupt noch auf dieser Welt? Die braven Leute sahen, wie sich ein Schlund vor ihren Füßen öffnete und sprachen davon, daß sie Haus und Heim verkaufen und die Flucht nach Osten, bis Sibirien, bis Charbin, bis Japan, am liebsten bis hinüber nach Amerika fortsetzen wollten. Ich versuchte ihnen klar zu machen, daß Dr. Diamant bald wieder auf freien Fuß gesetzt werden würde, da er ja doch nur auf

einen losen Verdacht hin festgenommen worden sei. Sie aber sahen tiefer als ich. Sie bezweifelten nicht, daß es die Polizei selbst sei, die den Raub begangen habe, in der Miliz dienten alle möglichen Elemente, auch Leute, die erst kürzlich dem Zuchthaus entschlüpft waren. Und was Wladimir Stefanowitch und Grigorij Nikolajewitch betraf, so waren sie schlimmer als die schlimmsten Bolschewisten. Durch irgendein Wunder oder vielleicht gerade auf Grund ihrer durchtriebenen Schurkenhaftigkeit hätten sie es verstanden, die Leitung der Kriminalpolizei zu behalten, auch nachdem die Bolschewisten die Macht bekommen hatten, obgleich keiner mehr von dem Geist der Reaktion und der schwarzen Sotnie*) erfüllt war als sie. Von jener Seite konnte nur Schlimmes kommen, sagte Herr Tschardefskij.

Meine Bemühungen, Dr. Diamant freizubekommen, hatten keinen Erfolg. Er war ins Gouvernementsgefängnis eingeliefert, und es konnte keine Rede davon sein, ihn loszulassen, bevor seine Sache vor Gericht verhandelt worden war. Ich wurde, wie stets in Rußland, von der einen Stelle zur anderen verwiesen und zuletzt wieder zur ersten zurück, alles aber, was ich erreichte, war, daß Dr. Diamant von auswärts Essen bekam, und das hatte Tschardefskij übrigens gleich auf eigene Faust erreicht, durch ein kleines Arrangement mit einem der Gefängniswärter.

Tschardefskijs Ahnungen gingen leider in Erfüllung. Eines Tages kam er zu mir und erzählte, daß er und andere Freunde Dr. Diamants von einem Ausgesandten der Polizei Besuch gehabt hätten, der erzählte, daß Dr. Diamants Sache sehr schlecht stehe. Man habe Beweise für seine Teil-

*) Die schwarze Sotnie: Die schwarzen Hundert, so heißt die reaktionäre Clique in Rußland.

nahme an einer kontrarevolutionären Organisation gefunden, und wenn man ihn der bolschewistischen Kontraspionage übergäbe, würde er sicher gleich erschossen werden. Die Kriminalpolizei glaube indessen nicht, daß er so schuldig sei, wie es aussähe, und wenn eine Summe Geldes zu ihrer Verfügung gestellt würde — natürlich gegen spätere Abrechnung — könne man sich an den richtigen Stellen für seine Freilassung verwenden. Anderenfalls würde er vielleicht schon in derselben Nacht erschossen werden. Von Tschardeskij hatte man 4000 Rubel verlangt, und er hatte vorläufig 1000 bezahlt — was soll ich machen, sagte er ganz erschüttert zu mir, diese Menschen haben ja die Macht, und ich kann Dr. Diamant doch nicht ermorden lassen; ich habe mir auch gedacht, daß das Konsulat mir meine Auslagen vielleicht ersetzt, da die Sache doch vor allen Dingen das Konsulat angeht. . .

Unter diesen Umständen sagte ich zu Tschardeskij, daß ich meinen Teil zuschießen wollte, wenn er 4000 Rubel von Dr. Diamants Freunden verschaffen könnte. Es würde sicher billiger sein, wenn wir sofort und geschlossen handelten. Das Geld wurde zuwege gebracht, und bereits tags darauf begab ich mich zu Wladimir Stefanowitch Kruvaschin, der mich schulterbreit und mächtig in seinem kleinen Kontor empfing, wo sicher mancher Verbrecher, und hin und wieder auch ein Unschuldiger, bittere Qualen ausgestanden haben mochte. Als ich kam, war der Kaukasier bei Kruvaschin, als wir aber etwas über Wind und Wetter gesprochen und einige Zigaretten geraucht hatten, fand Kruvaschin irgendeinen Grund ihn hinauszuschicken, und er ging mit deutlichen Anzeichen verbissener Wut. Als wir allein geblieben waren, zündeten wir uns noch eine Zigarette an und gingen zur Sache. Ich setzte Kruvaschin auseinander, wie unangenehm Dr. Diamants Verhaftung und der beständige Verdacht,

der auf ihm ruhte, nicht allein für das Konsulat, sondern auch für die Kgl. dänische Regierung sei. Darum hätte ich beschlossen, eine Belohnung von 5000 Rubeln für die Ergreifung der Räuber auszusetzen, die nach Kruvaschins Gutdünken unter den gemeinen Polizeibeamten verteilt werden sollte. Die 2500 wolle ich gleich auszahlen, der Rest solle folgen, wenn Dr. Diamant auf freiem Fuß gesetzt worden sei. Kruvaschin zeigte seine Zähne in einem Lächeln und sagte, daß es der Polizei absolut verboten sei, Geld anzunehmen. Seit zwanzig Jahren sei er Chef der Polizei und noch nie wäre es vorgekommen, daß ein Beamter auch nur eine Kopeke für seine Arbeit bekommen habe. In diesem Fall aber, wo eine fremde Regierung dem Etat die Ehre antäte, seine gefahrvollen Anstrengungen zu belohnen, wolle er eine Ausnahme machen und das Geld annehmen — aber nur gegen Quittung. Darauf nahm er das Kuvert, das ich ihm reichte, und schrieb, ohne den Inhalt nachzuzählen, auf einem kleinen Zettel: Empfangen 2500 Rubel à conto. Kruvaschin. Wir unterhielten uns noch eine Weile, drückten uns die Hand und nahmen Abschied. Das Stück Papier hatte ich zu einer Kugel zusammengerollt: es lag auf der Erde, als ich hinausging. Das letzte, was ich sah, war das Gesicht des Kaukasiers Grigorij Nikolajewitch, das vom Fenster verstohlen hinter mir herblickte.

Kurz darauf wurde Dr. Diamant freigelassen. Sein Gefängnisaufenthalt hatte drei Wochen gedauert. Sein natürlicher Optimismus hatte ihm über die schlimme Zeit hinweggeholfen. Es waren übrigens viele gebildete Menschen im Gefängnis gewesen, mit denen er sich hatte unterhalten können. Auch Karten hatten sie gespielt, und dank dem freundlich gesinnten Gefängniswärter hatte er beständig Essen und Briefe von auswärts bekommen. Er ahnte nicht, bis zu welchem Grade sein Leben

an einem Faden geangen hatte. Tschardeskiij klärte ihn darüber auf, was seine Freunde seines wegen gelitten, und was er ihnen gekostet hatte. Dr. Diamant weinte, so gerührt war er. „Ich will es Ihnen und allen anderen zurückzahlen, Herr Konsul, und mit sechs Prozent. Ich bin kein Bettler. Meine Advokatenpraxis in Lemberg brachte mir im letzten Jahr vorm Kriege 25 000 österreichische Kronen ein und ich besitze zwei Häuser in Lemberg. Daneben aber will ich nicht vergessen, was ich dem Herzen meiner Freunde und ihrer bereitwilligen Hilfe schulde.“ Wieder und wieder sprach er von der Nächstenliebe, die man ihm erwiesen hatte. Niemand war dankbarer für einen selbstverständlichen Freundschaftsbeweis als Dr. Diamant, der stets die Güte und Aufopferung in Person war.

Was nun den weiteren Verlauf der Sache anbetrifft, so ist nur noch zu erzählen, daß die Räuber nie gefunden wurden, daß aber Kruvaschin einige Wochen später unvermutet verhaftet und ins Gouvernementsgefängnis gesperrt wurde, während Grigorij Nikolajevitsch die Leitung der Detektivpolizei übernahm. Ob er eingesehen hatte, daß wir von unserem Standpunkt aus richtig gehandelt hatten, oder ob er fürchtete, es mit dem Konsulat zu verderben, jedenfalls erwachsen uns später von dieser Seite keine Unannehmlichkeiten mehr.

Galizische Juden

Im Frühjahr 1917 übernahm Dänemark die Interessen der österreich-ungarischen Monarchie in Rußland, die bisher von Amerika vertreten worden waren.

Es fing mit Briefen an, die in wachsenden Strömen die Schreibtische der Gesandtschaft überfluteten. Briefe von Kriegsgefangenen, von Offizieren und Soldaten, aus Gefangenenlagern und Arbeitsbataillonen, aus Gefängnissen und Kohlenminen, aus Murman und Bokhara, aus Habarovsk am Stillen Ozean und Krasnovodsk am kaspischen Meer. Briefe von Zivilgefangenen, österreich-ungarischen Untertanen, die von den Russen bei Ausbruch des Krieges zurückgehalten, verschickt und zu Tausenden interniert, oder später auf ihrem Rückzug in Galizien mitgeschleppt und nach Osten in die Wolgagegend und nach Sibirien deportiert worden waren. Ich träume noch jetzt oft mit Unlust von den mächtigen Aktenstapeln, Generalia und Personalia, von Klage- und Bittschriften, die meisten in Schönschrift, entweder mit kleinen feinen lateinischen Buchstaben oder großen geschnörkelten gothischen, in Rund- oder Steilschrift, mit der ganzen massiven österreichischen Bürokratieetikette vorn und hinten auf dem Bogen, oder auch von anderen, die nur mühsam und voller Fehler geschrieben waren, auf kleinen linierten Bogen, wo das Hochwohlgeboren durch das naive „Gnädiger Herr Konsulat“ des einfachen

Mannes ersetzt war. Den Inhalt aber kannte man bereits, bevor der Brief geöffnet war, denn es handelte sich immer um Not und Verlust und harte Verhältnisse und Bitte um Hilfe und gütige Vermittlung. Es handelte sich um Skorbut und erfrorene Glieder, um Lohn, der nie bezahlt, um Briefe, die nie befördert wurden, rohe Kosacken, betrügerische Lageroffiziere, Invalidität und Auswechslung. Da waren Leute, die nicht operiert werden konnten, und andere, die Salvarsan haben wollten, da waren Anleihegesuche und ungeduldige Anfragen, wann der Krieg zu Ende sei. In Ust-Syssola hatte man kein Brot, in Tambof durften die Kriegsgefangenen nach sechs Uhr abends nicht mehr auf die Straße gehen, in Petropavlovsk grüßten die gemeinen Kriegsgefangenen ihre Offiziere nicht, in Totzkoje war das halbe Lager an Flecktyphus gestorben, und in Krasnojarsk waren fünfzehn österreichische Offiziere von Moskau nach Sibirien in Wagen vierter Klasse befördert worden! Ich erinnere mich noch des jungen Zivilgefangenen aus Tschellabinsk, der uns schrieb, daß er bald an Tuberkulose sterben müsse, vorher aber mit seiner Braut in Klagenfurt getraut werden wollte. Und des Artisten, der bei Ausbruch des Krieges sein eingeschriebenes Gepäck verloren hatte, zwanzig automatische Puppen, mit kompletter Garderobe — und an Gold erinnere ich mich, des sehr bedeutenden Rechtsanwaltes und Politikers, Dr. Salomon Gold, der in Lemberg als Kriegsgeisels festgenommen worden war und jetzt in Nertschinsk in Transbaikalien saß — weit vom Schuß — und uns an jedem Tag der Woche ein kaligraphiertes Schreiben von vier Folioseiten sandte, um seine Auswechslung mit dem unehelichen Sohn eines Großfürsten und zwei pensionierten russischen Generälen, die der Krieg in Karlsbad überrascht hatte, zu beschleunigen An jedem Tage neue Sachen, die zu Schriftstücken auf Glanzpapier wurden,

mit Laufnummern in der einen Ecke, in vornehmen französischem Stil, der ohne Lächeln, aber auch ohne Bitterkeit stets damit endete, daß man einer Antwort aussitôt que possible entgegensähe — auch noch nachdem wir die Erfahrung gemacht hatten, daß Antworten niemals eintrafen. Es war eine Arbeit, bei der man nicht zu viel Phantasie verwenden durfte, mit Phantasie macht man übrigens in der Diplomatie auch nicht Karriere.

Niemand aber schrieb so häufig und so kläglich wie die galizischen Juden. Wenn ich an diese denke, muß ich mich von neuem fragen, durch welches Wunder von irdischer Stupidität es den Russen eingefallen war, so viele von den galizischen Juden, wie nur irgend möglich nach dem heiligen Rußland zu versenden. Als ob sie nicht schon im voraus genug Juden hatten, die sie verabscheuten? Es gibt dafür nur eine Erklärung: ebenso wie gewisse Leute in der Sonne immer nießen müssen, so kann ein Russe keinen Juden sehen, ohne über ihn zu verfügen und ihn zu versetzen. Während des Krieges waren große Mengen der deutschen und jüdischen Bevölkerung Polens und der Ostseeprovinzen, nach Osten zwangsweise verschickt worden, und jetzt kam noch dieses Extra-Ghetto aus Ostgalizien hinzu, meist alte Männer, Frauen und Kinder, denn die jungen Leute waren ja eingezogen. Viele hatten zusehen müssen, wie ihr Heim geplündert oder in Brand gesteckt wurde, von Kosacken oder ungarischen Husaren, die noch viel schlimmer waren. Natürlich herrschte Not und Elend unter ihnen, und unbemerkt zu sterben, dagegen besaßen sie eine ausgesprochene Abneigung. Sie schrieben unausgesetzt, auf allem möglichen Papier, auf Russisch, Polnisch, Deutsch, und immer war eine Menge Jiddisch dazwischen. Ich nehme an, daß sie an alle möglichen jüdischen Hilfskomitees in der ganzen Welt schrieben, von Newyork bis Captown, von Kopenhagen bis Valparaiso.

Sie schrieben an das Rote Kreuz und an die russischen Regierungsbehörden, hohe und niedrige, nahe und ferne, die durch viel größeren Lärm nicht wachzurütteln waren und nicht im Traum daran dachten, etwas für sie zu tun. Sie schrieben auch an uns, ihren offiziell eingesetzten Vormund innerhalb der Grenzen des russischen Reiches, und schilderten uns in monotonen Ausdrücken Hunger und Schmerz, Krankheit und bloße Füße, Lumpen und Läuse; alles sei ihnen gestohlen worden und nichts ließe man sie verdienen. Es war ein Jammer und ein Elend, bis zur äußersten Grenze der Leiden, unterzeichnet von Leib und Aaron, Amster und Löbl, von Regenstreif und Sonnenglanz, Tischbein und Rubinstein. Es war so über alle Begriffe hart, daß es einen Stein hätte rühren müssen.

Um die Jahreswende von 1918, kurz vor dem Frieden von Brest-Litovsk, begann die Heimsendung der nicht wehrpflichtigen Zivilgefangenen. Erst konnten nur die fortkommen, die wenigstens einen Teil der Reise selbst bezahlten. Da strömten zu der Gesandtschaft in Petrograd, aber auch zu den Konsulaten in Moskau und Kiew, Tausende von österreich-ungarischen Zivilgefangenen aus allen Gegenden Rußlands, ganz bis nach Sibirien hinein; niemand aber war so schnell zur Stelle wie die galizischen Juden. In dem alten Rokokopalast in der Sergievskaja, wo der Gesandte der Habsburger residiert hatte, standen sie in dichten Scharen auf den alten Parkettfußböden, die jetzt Risse bekommen hatten, weil sie nicht mehr gepflegt wurden. Sie standen bis auf den Korridor hinaus und lagerten auf den Treppen mit ihren Bündeln und Kisten, und der Polacke, der sie expedierte, war weiß im Gesicht vor unterdrücktem, ohnmächtigem Antisemitismus. Wir hätten statt seiner einen Juden anstellen können, doch dann hätte man vor Gezänk sein eigenes Wort nicht verstanden, und die Zeit war knapp.

Sie strömten einen unbeschreiblichen und höchst merkwürdigen Gestank aus, den Ghettogeruch; wäre der nicht gewesen, dann hätten wir aus dem Norden, die noch nie richtige Juden gesehen hatten, das Ganze für einen Traum halten können, einen Traum, wo Israels Volk des Moses Rückkehr vom Berge erwartend, sich mit den Porträts von Franz Joseph an der Wand und der langen Gestalt des uniformierten Schweizers an der Tür bunt vermischte. Denn wahrhaftig! Dort stand Jacob mit seinem Sohn Benjamin, und dort Samuel und dort der rote Aaron und dort der treue Elieser, und hier ein Prophet und da ein Pharisäer. Blasse Juden und Juden mit langen Bärten und Locken, schwarze und rote Juden, krumme Nasen und flache Füße, würdige Rabbiner, in Talare gehüllt, Spuckjuden und alte schöne Juden mit weißen Locken und Ringen in den Ohren: jeder einzige von ihnen war ein getreues Bild des alten Isaak in *Ivanhoe*, der von den schwarzen Sklaven des rohen Romanen auf den glühenden Rost gelegt wird. Juden mit hohen Mützen, spitzen Mützen, zobelverbrämten Sammetmützen, Astrachan-Pelzmützen, alle mit hohen Stiefeln und Talaren aus erstaunlich guten Stoffen, und dennoch, wie sie dort zusammen standen, trugen sie ein unverkennbares Gepräge von zerlumpter Armut, das in der Seele ihrer schwarzbraunen Augen lag.

Wieviele Tausende von den galizischen Juden im Laufe des Frühjahrs ihren Paß bekamen und nach Hause reisen konnten, weiß ich nicht, aber ich glaube, es war der größte Teil. Trotzdem kamen immer neue. Als ich im Frühsommer nach *Simbirsk* an der Wolga kam, wo ich mehrere Monate lang festen Aufenthalt nahm, gab es noch viel zu tun, um all den Zivilgefangenen, die noch zurückgeblieben waren, ihren Paß zu verschaffen und die nicht sehr reichlichen Unterstützungsgelder an die Bedürftigsten zu verteilen. Ohne meinen guten Sekretär,

Dr. Josef Diamant, Advokat und Kriegsgeisel aus Stanislau, hätte ich es nie erreicht, sondern wäre ein Opfer meiner Vertrauensseligkeit und Sentimentalität geworden, abgesehen davon, daß ich den Verstand verloren hätte, wenn ich sämtlichen Beschuldigungen, die die Zivilgefangenen gegen einander aussprachen, mein Ohr hätte leihen müssen. Sie beschuldigten sich wegen Betrügereien und Unterschlagungen, versteckter Reichtümer, unerlaubter Einnahmequellen, Bigamie, Abtreibung der Leibesfrucht, Mord nicht ausgenommen, kurz gesagt, aller nur vorkommender Gemeinheiten. Dr. Diamant aber kannte die Zivilgefangenen und ihre Mysterien. Er sprach Ukrainisch mit den Ruthenen, Polnisch mit den Polacken, Deutsch mit den Oesterreichern, Russisch mit den Rumänen und Ungarn, und Jiddisch mit den Juden, bis beiden Parteien der Schweiß vom Gesicht strömte und sie sich abtrocknen mußten. Er wußte genau, wer unrechtmäßiges Geld durch Handel mit Spiritus verdiente, wer durch Wucher, wer durch Warenspekulation, durch Hausieren, durch Handel mit Gold- und Silbermünzen und Edelsteinen, durch Spiel und durch ehrliche Arbeit. Er wußte, wer die Abreise beständig hinauszögerte, weil er an Ort und Stelle ein schönes Stück Geld verdiente, wer Unterstützung erbettelte, obgleich er sich ein hübsches Vermögen verdient hatte. Er wußte, wann ein Zivilgefangener Kaviar, drei Gänge und Kaffee mit Kuchen zu je $1\frac{1}{2}$ Rubel im Hotel Passage gegessen hatte, er wußte, wer mit den Bolschewisten verkehrte und wer in der roten Garde stand, wo man 300 Rubel im Monat bekam, Uniform und volle Verpflegung, wovon die drei Stück Zucker per Tag sich mit 50 Kopeken das Stück verkaufen ließen. Er wußte, welche Mädchen die monatliche Unterstützung von 30 Rubel nicht nötig hatten, weil sie mit seidenen Strümpfen gingen, das Paar zu 75 Rubel, und kein noch so arm-

seliger Jude konnte sich eine Unterstützung erbetteln, wenn Dr. Diamants Advokatennase Geld bei ihm gerochen hatte. Dr. Diamant verrichtete für eine bescheidene Gage eine große und unangenehme Arbeit, und seine impulsive Beredsamkeit brachte ihn häufig in Situationen, wo er als Betrüger und Schuft ausgescholten, ja, sogar mit dem Tode bedroht wurde. Dann bekam er Angst, hielt seine Tür mehrere Tage verschlossen, ließ nur die ein, die er an der Stimme erkannte und sprach mit blasser Fassung davon, daß er seine Stellung aufgeben müsse. Nach wenigen Tagen aber hatten seine Stimme und seine Lebhaftigkeit ihre gewohnte Schwungkraft wieder, und er trat wiederum in seinen virtuoson Aktoraten auf, brachte unwürdige Bittsteller zum Schweigen oder beschämte sie. Ich saß im Nebenzimmer und genoß alle Vorteile eines Außenstehenden. Wenn Dr. Diamant mit einem zuckersüßen Uebergang erklärt hatte, daß die Entscheidung ja leider nicht bei ihm läge, daß er nur ein geringer Diener und das Werkzeug eines höheren Willens sei, daß es aber natürlich jedem freistehe, sich an den Konsul selbst zu wenden, gab es selten jemanden, der noch Lust verspürte, mit mir zu sprechen, denn nach Dr. Diamants triumphierenden Andeutungen schien ich noch viel schlimmer zu sein als er.

Nur einmal verbrannte Dr. Diamant sich, und da war es sein gutes Herz, das mit ihm durchging. Zwischen den Zivilgefangenen war ein alter blinder Jude aus Limanova, der seit dem Jahre 1914 in Rußland gewesen war. Sein Augenlicht hatte er aber erst im vergangenen Jahr verloren. Man meinte, daß er, bevor er von dem Unglück betroffen wurde, sich ein nettes kleines Vermögen verdient hatte, wie so viele von den anderen Zivilgefangenen, die unvermutet für ihre pfißige Veranlagung und westeuropäische Initiative in einer Umgebung von

russischer Trägheit und Schlafkrankheit guten Boden gefunden hatten. Etwas Sicheres aber wußten wir nicht, denn galizische Juden tragen, wenn sie etwas besitzen, ihren Reichtum nicht zur Schau, und vielleicht war es nur neidische Verleumdung, das meinte jedenfalls ich. Wenn der blinde Abraham kam und uns etwas vorweinte, und das tat er fast jeden Tag, war ich immer drauf und dran weich zu werden, trotz Dr. Diamants Skepsis. Abraham war ein recht stattlicher Mann, eher breit als groß, mit einem hübschen Gesicht und einem Bart, der trotz seines Alters noch wenig ergraut war. An den Schläfen hatte er schöne graue Locken. Seine Augen sahen aus, als ob eine hellgraue Haut darüber geglitten sei. Er weinte ohne Tränen, und sein Gesicht behielt selbst beim Weinen ein seltsam einfältiges Lächeln. Sein Hemd war immer rein und weiß, einen Kragen aber trug er nicht, und seine Füße steckten in weichen Morgenschuhen. Dr. Diamant liebte ihn nicht, aber der Aermste war ja blind, und wenn er kam und weinte und schwur, daß ein Blinder weder für 50 noch für 100 Rubel im Monat leben kann, mußten wir ihm Recht geben, und schließlich bekam er einen Zuschuß. Einige Tage darauf aber war er wieder da und jammerte: er müsse die kleinste Handreichung bezahlen! Dr. Diamant und ich sahen ein, daß wir ihn nach Galizien zurückschicken mußten.

Wir verschafften ihm auch einen Paß, ein Blinder aber kann die Reise von Simbirsk nach Limanova nicht allein machen. Abraham hatte keine Verwandten und keine Freunde. Sie seien nach Hause gereist, sagte er, und es war nicht möglich aus ihm herauszubringen, warum sie ihn nicht mitgenommen hatten. Wir mußten einen Begleiter für ihn suchen, konnten aber nicht den ersten besten Zivilgefangenen darum bitten, das sah Dr. Diamant auch ein, es mußte ein Jude sein. Die Juden aber,

die nach Hause reisten, hatten kein Interesse für Abraham: Wir haben schon genug Sorgen im voraus, wir haben Kinder, ich habe einen alten Vater, ich eine kranke Mutter, ich bin selbst krank, usw. Einer nach dem anderen reiste ab, und Abraham kam noch immer zu uns und weinte: Ich will ja auch niemanden zur Last fallen. Ich verlange ja so wenig, etwas kochendes Wasser für meinen Tee und etwas Brot soll man mir holen und mir beim Aus- und Einsteigen behilflich sein. Aber sie wollen Geld haben, keiner will es umsonst tun, denn sie meinen, daß ich reich bin, und dabei besitze ich so wahr mir Gott helfe, keinen roten Heller, keinen einzigen Silberling. Die Hunde — die gierigen Geier! — „Vielleicht hat er nur Papiergeld“, sagte Dr. Diamant leise zu mir, schimpfte aber trotzdem auf das gottlose Pack, das einem alten blinden Mann aus dem Stamme Juda auf der Heimreise nach Galizien, wohin es ihn selbst zog, nicht behilflich sein wollte.

Eines Tages kam Abraham in Begleitung eines jungen Juden, den wir noch nicht kannten. Er wollte Abraham nach Hause begleiten, wenn er 200 Rubel und einen Paß bekäme. Auf dem einen Auge schielte er, aber das war kein Kassationsgrund. Er behauptete, daß er erst siebzehn Jahre alt sei, was wir ihm zur Not glaubten: Juden entwickeln sich ja so früh. Schlimmer war, daß er nicht beweisen konnte, daß er Oesterreicher sei, aber wir drückten ein Auge zu, um Abraham endlich abzuschieben. Wenn Abraham ihm vertraute, war es nicht unsere Sache, an seiner Ehrenhaftigkeit zu zweifeln. Er bekam einen Vorschuß von 50 Rubeln. Einige Tage darauf war der Paß fertig und mit einer gewissen Erleichterung zahlte Dr. Diamant ihm weitere 50 Rubel aus; Abraham bekam noch einmal einen kleinen Reisezuschuß und unseren Segen. Als sie gegangen waren, seufzte Dr. Diamant und sagte zu mir: Wenn

ich nur glauben könnte, daß wir ihn wirklich los sind.

Leider gingen Dr. Diamants schlimme Ahnungen in Erfüllung. Drei Tage später erschien der blinde Abraham wieder und weinte und klagte uns seine Not. Der Begleiter hatte ihn verlassen und war nicht wiedergekommen. Die zweihundert Rubel hatte er mitgenommen und außerdem noch zehn Rubel von Abraham. Dr. Diamant machte eine Szene, daß Nachbarn und Gegenüber aus ihrem Mittagsschlaf erwachten und an die Fenster kamen, Abraham aber weinte noch lauter als sonst.

In der Nacht, die Uhr mochte ungefähr zwei sein, wurde laut an die Tür des Hauses geklopft, wo ich im ersten Stock wohnte. Es war ein zwei-stöckiges Haus, etwas außerhalb der Stadt. Ich sprang aus dem Bett, steckte den Kopf aus dem Fenster und sah, daß unten ein halbes Dutzend schwer bewaffneter Männer stand. Als man mich sah, wurde auf mich angelegt und ich bekam strengen Befehl, mein Fenster zu schließen und so schnell wie möglich herunterzukommen. Kurz darauf stand ich in Pyjamas und Morgenschuhen auf der Holz-treppe vor der Haustür, von dreizehn bewaffneten Rotgardisten umgeben, von denen nur zwei bis drei eine Soldatenuniform trugen. Ihr Anführer hatte eine Handgranate im Gürtel und einen gespannten Revolver in der Hand. Da er aber weder grob oder nur unhöflich war, faßte ich Mut und berief mich auf alle internationalen Gesetze und die Un-antastbarkeit der Diplomatie, und lud ihn ein, zu mir heraufzukommen, damit ich ihm meine Papiere zeigen könnte. Das aber rührte ihn alles nicht, Papiere hätte er selbst, und er zeigte mir beim Schein eines Streichholzes einen kleinen Lappen Papier, wo mit Maschinenschrift kurz und bündig geschrieben stand, daß man eine Person meines Namens ver-hafteten sollte. Ich kleidete mich also an, und wir

zogen durch die dunkle, schlafende Stadt, wo übrigens zwischen neun Uhr abends und sechs Uhr morgens aller Verkehr verboten war, zu der ehemaligen Gouverneurwohnung, wo, wie ich wußte, die außerordentliche Kommission (für den Kampf gegen die Kontrarevolution) einquartiert war.

Ich wurde in ein Zimmer geführt, das ganz voll war von Verhafteten gleich mir, von schlafenden Soldaten und von Soldaten, die über ihren Gewehrläufen einnickten. Der erste, auf den mein Blick fiel, war mein Sekretär, Dr. Diamant, den man offenbar auch in seinem Logis verhaftet hatte. Er war nur mit Hemd, Hose, Mantel und Morgenschuhen bekleidet, und war leichenblaß und schrecklich unrasiert. Ich selbst aber sah gewiß auch nicht zu schön aus. Als er mich sah, hob er einen verzweifelten Blick zu mir auf, über seine Lippen aber kam kein Laut.

Ich wurde gleich in das Zimmer des leitenden Kommissars geführt. Dort sah es weniger verschmutzt aus, als es sonst in Kommissariaten der Fall zu sein pflegt, und noch waren Zeugen ehemaliger Pracht übrig. Wahrscheinlich war es das Zimmer des Gouverneurs. Zwei Männer mit aufgepflanzten Bajonetts blieben neben mir sitzen, ich aber warf mich in einen Lehnstuhl, legte die Beine auf einen anderen Stuhl und schief ein. Denn solange ich in Rußland war, habe ich mich stets eines prachtvollen Schlafes erfreut. Es dämmerte schon, als ich geweckt und dem Kommissar vorgestellt wurde, einem sehr sympathischen jungen Juden, und dessen Adjutanten, der dagegen einen sehr verdächtigen Eindruck machte, wahrscheinlich ein Pole, der so aussah, als ob er sein eigener Henkersknecht sein könnte.

Der Kommissar bat mich mit einer höflichen Handbewegung, dem Schreibtisch gegenüber Platz zu nehmen. Dr. Diamant wurde geholt, damit er

im Notfall als Dolmetscher fungieren konnte, aber der Aermste sah nicht aus, als ob er imstande wäre, irgend eine Hilfe zu leisten. Uebrigens wurde das Verhör auf Deutsch abgehalten, und er brauchte darum nur zu antworten, wenn er selbst gefragt wurde. Das tat er mit einer Sanftmut und einer Unschuldsmiene, die allein genügt haben mußte, uns reinzuwaschen.

Denn wir waren keiner Kleinigkeit wegen angeklagt. Wir sollten kontrarevolutionären Personen, darunter Offizieren aus dem zaristischen Regime, Pässe ausgestellt haben. Ich bestritt schlankweg, daß auch nur ein Körnchen Wahrheit daran sei, und Dr. Diamant sah aus, als ob er etwas sagen wollte, aber er brachte keinen Ton heraus.

Der Kommissar blätterte mittlerweile in seinen Akten und reichte mir ein Stück Papier, das ich entgegennahm, während er mich scharf fixierte. „Kennen Sie das?“ fragte er. „Man hat es bei einem ehemaligen Stabsoffizier gefunden, der nach der Ukraine entfliehen wollte.“ — Ich sah das Papier an, es war ein Paß, ausgefertigt für David Silberstein, österreichischer Untertan aus Limanova in Galizien, von mir unterschrieben und mit dem dänischen Konsulatssiegel versehen, gegengezeichnet und gestempelt von dem Kommissariat für Kriegs- und Zivilgefangene. Alter und Geburtsjahr waren gestrichen und verbessert, so daß der Besitzer 37 Jahre alt wurde. — Es war der Paß, den wir dem schielenden Begleiter des blinden Abraham ausgestellt hatten.

Die Erklärung, die ich dem immer freundlicher lächelnden Kommissar gab, will ich überschlagen — auch Dr. Diamant fand nach und nach seine Sprache wieder und konnte bestätigen, was ich sagte — und dann wurde der blinde Abraham geholt. Während wir warteten, bewirtete der Kommissar uns mit Tee und Zigaretten. Als Abraham von zwei Soldaten hereingebracht und überführt worden war,

brach er zusammen und gestand unter lautem Weinen, er habe mit dem Schielenden verabredet, daß sie das Konsulat um 200 Rubel Reisegeld und einen Paß betrügen wollten. Der Schielende hätte den Paß für 100 Rubel verkauft, wovon er, Abraham, 50 bekommen habe. Als der Kommissar mitteilte, daß der Paß in Wirklichkeit mit 500 Rubel verkauft worden sei, bekam Abrahams Kummer neuen Zufluß, und er gab aus vollem Herzen alle möglichen Aufschlüsse, die zur Ergreifung des Betrügers beitragen konnten.

Als Abraham untersucht wurde, fand man in verschiedenen Stücken seiner Bekleidung eingenäht 3300 Rubel, zum größten Teil in alten 500-Rubelscheinen, zwei Diamanten und einen Rubin. Abraham weinte, als man sie ihm wegnahm.

Dr. Diamant und ich aber fuhren in dem hellen Morgen in einer Droschke nach Hause, die das Kommissariat bezahlte. Die Luft war voller Lindenduft. Dr. Diamant erbebte leicht in seinem Hemd unter dem Ueberzieher.

„Wissen Sie, woran ich denken muß?“ sagte er.

„Nein,“ sagte ich, obgleich ich es erraten konnte.

„Er hatte doch Geld, der alte Spitzbube! Glauben Sie mir, Herr Konsul, ein alter Advokat irrt sich selten in solchen Fällen, wenn es auch ein blinder Jude ist.“

Der blinde Abraham aber kam nie wieder, um uns etwas vorzuweinen. Einige Tage später erfuhren wir, daß er und der Schielende, der also doch sein Begleiter wurde, am selben Morgen um fünf Uhr erschossen worden waren.

Der rote Garten

Es war im Frühjahr 1918. Ich ging seit morgens drei Uhr auf dem Bahnhof von Alatyrr auf und ab und wartete. Der Zug nach Kazan aber kam noch immer nicht. Im Warteraum konnte man nicht atmen vor schnarchenden Bauern und Soldaten. Ich hätte im Hotel bleiben und ausschlafen können, aber es lag mitten in der Stadt und die Stadt war wie gewöhnlich fünf volle Werst vom Bahnhof entfernt, so daß der Zug zehnmal kommen und gehen konnte, bevor ich benachrichtigt war. Nein, ich konnte nichts anderes tun als warten, ein wenig schlummern, auf meinem Handkoffer sitzend gegen die Bahnhofsmauer gelehnt, oder den Kopf in die Hände gestützt, Suppe essen und Tee am Buffet trinken, wenn die Gelegenheit sich dazu bot, und die eine Zigarette an der anderen anzünden.

Später, am Vormittag, kam ein Panzerzug von Norden. Das war eine kleine Zerstreung, die ich mir nicht entgehen ließ. Er war mit einer ausgesuchten Sammlung menschlichen Unkrautes bemannt, entlaufenen Zuchthausklaven mit flachen Verbrecherschädeln, und durchgebrannten Schuljungen, deren bleiche Züge von seelischer Verwilderung und zeitiger psychischer Verderbnis zeugten. Sonst aber war es ein imponierender Zug — erstklassige Ententeware. Vorn ein Panzerturm mit schnellschießender Kanone in einer Drehkuppel und schwarzen Ritzen in den Seitenwänden, aus deren

Tiefe die Läufe der Maschinengewehre messinggelb blitzten. Dann kam die ebenfalls monitorgraue Riesenlokomotive, bis auf die Schienen hinunter gepanzert, und in organischer Verbindung damit, ein langer Korridor für Gewehrschützen, groß genug, um die ganze Besatzung des Panzerturmes während eines Kampfes aufzunehmen. Der Rest des Zuges bestand aus drei schlanken, eleganten Pullman-cars, vier Tjeplusken mit Munition und Gepäck, und zuletzt kam ein flacher Güterwagen, auf dem ein schwarzes Automobil und ein Flugzeug standen.

Nachmittags um drei, vier Uhr wurde es um den Zug herum lebendig und die Maschine wurde wieder in Gang gesetzt. Der Zug sollte abfahren in der Richtung, in die auch ich wollte. Ich erkundigte mich bei einem Bahnbeamten, ob er glaube, es bestehe eine Möglichkeit, daß ich mitkommen könne. „Warum wollen Sie sich unter das rote Pack mischen?“ sagte er, als er sah und hörte, daß ich Ausländer war. „Es sei denn, Sie verspürten Lust, direkt zur Hölle zu fahren. Es sieht ja so aus, als ob wir diese Pest endlich los werden. Die Czechoslovaken rücken heran. Keine hundert Werst von hier wird gekämpft. Und zu was diese Kerle hier taugen, kann man ja leicht sehen! Siebzehn Verwundete haben sie hier ins Lazarett gebracht, aber wissen Sie, was für Wunden sie haben? Schweine, sage ich, tausendfach verfluchte Schweine! Im übrigen steht der Kommandant dort, wenn Sie etwas von ihm wollen.“

Der Kommandant des Zuges war ein Matrose aus der baltischen Flotte. Er stand auf der Zugbrücke, die von der Lokomotive ausgeworfen war, und sprach mit dem Zugführer. Ich wagte das Gespräch zu unterbrechen, indem ich ihm meine Karte gab und einige Worte darüber fallen ließ, daß es für einen diplomatischen official hart sei, seine kostbare Zeit auf einem verflucht langweiligen

Bahnhof zu vergeuden. Der Matrose hatte Verständnis für meine Lage. Er war ein ungewöhnlich hübscher Bursche, mit einem gewinnenden Lächeln. Nichts Niederträchtiges hatte er an sich. Mit seinen blauen Augen in dem verwegenen, sonnengebräunten Gesicht, mit der feingeschwungenen Nase und dem weichen, lockigen Haar glich er genau der üblichen Beschreibung des Helden in einem richtigen Knabenbuch. Sein Lächeln zeigte eine Reihe blendender Zähne, als er mich aufforderte, im ersten Wagen Platz zu nehmen, und wenn die Wache Einwendungen mache, solle ich mich nur auf ihn berufen. Er käme übrigens gleich nach. In zehn Minuten würden wir abfahren.

Ich enterte also in den ersten Wagen hinauf. Eine Wache war nicht da, und die Tür zum Korridor stand offen. Der erste Raum war die Küche. Auf einem Tisch standen ein Samovar und ein Spritkocher. Auf der Erde lagen ein Stapel Weißbrote, eine halbgeleerte Buttertonne und mehrere große Kekskasten mit Zucker gefüllt. Zucker war fast nicht aufzutreiben. Ich hatte nur noch einen kleinen Rest auf dem Boden meiner Feldflasche, jetzt aber wurde sie gefüllt.

In dem nächsten Abteil wohnten offenbar verschiedene Mitglieder der Besatzung, doch waren sie im Augenblick nicht anwesend. Auf Fußboden und Sofapolstern schwamm es von Spielkarten, abgelegten Kleidungsstücken, Blechgefäßen, Patronen und Sonnenblumenkernen. Die Gepäcknetze waren voll von Gewehren, Säbeln, Revolvern, Handgranaten und militärischen Gebrauchsgegenständen aus Leder, von Gürteln und Kartentaschen bis zu Stiefeln und Sätteln. In einem Abteil weiter hinten waren die Schlafkojen an der einen Seite heruntergerissen und die Wand von oben bis unten mit einer Generalstabskarte über die Wolga-Gegend bedeckt. Das schien das Abteil des Kommandanten zu sein. Dort

nahm ich Platz, verstaute meine Handtasche, die einige hunderttausend Rubel enthielt, unterhalb der einen Schlafkoje, räumte auf dem Sitz auf und setzte mich auf meinen Regenmantel, der Dinge harrend, die da kommen würden.

Auf dem Klapptisch am Fenster stand eine Schreibmaschine, die mitten im Diktat stehen geblieben war. Da lagen auch Papiere, Telegramme und dergleichen, aber ich war ja kein Spion. Dagegen nahm ich keinen Anstand, die Karte zu studieren, um möglicherweise einen Einblick zu bekommen, wie weit der czechoslovakische Aufstand bereits gelangt sei. Doch leider enthielt sie keine strategischen Aufklärungen. Darauf untersuchte ich zwei Browningrevolver und eine Maximpistole und sah, daß sie in allen Läufen geladen waren. Schließlich stürzte ich mich auf die Bibliothek des Zimmers, die aus einem Band von Jules Vernes gesammelten Romanen (in russischer Uebersetzung) bestand und einem häßlich gedruckten Band, der den berühmtesten Mord der Geschichte behandelte. Das Titelblatt zeigte eine Abbildung von der Hinrichtung Ludwig XVI. Das Blut floß in einem roten Strom über den schwarzen Druck.

Es vergingen zehn und es vergingen zwanzig Minuten, und ich war noch immer allein im Abteil. Der Schlaf war drauf und dran, mich zu übermannen. Da wurde ich geweckt durch das Summen einer weiblichen Stimme, das aus dem Nebenupee kam, das letzte in der Reihe und das einzige, das ich nicht untersucht hatte. Kurz darauf zündete ich mir eine Zigarette an und ging auf den Korridor hinaus.

Die Tür stand einen Spalt breit offen, und der Ueberblick, den ich über den Raum bekam, genügte, um mich aufs äußerste zu verblüffen: das Kupee war von oben bis unten mit bunten Seidenstoffen tapeziert, und diese wieder waren mit militärischen Porträts und anderen photographischen Bildern be-

hängt, die dem internationalen Genre: nu artistique angehörten. Auf dem Sofa lag eine zerwühlte, himmelblaue Steppdecke, und auf dem Fußboden war ein echter Teppich mehrfach zusammengelegt, der intensiv nach der Arbeit eines kräftigen Staubsaugers verlangte. Am Fenster, vor einem Toilettespiegel, den Rücken der Tür zugekehrt, saß eine weibliche Gestalt, in durchsichtig seidenen Pyjama, denen man noch die ehemalige rosa Farbe ansah, und mit schwanverbrämten Pantoffeln an den nackten Füßen. Sie war im Begriff, mit Pinsel und Stift die intime Kunst auszuüben, die Frauen der ganzen Welt zu Hilfe nehmen, in der Hoffnung, dadurch ihre natürlichen Reize zu erneuern und raffinierter zu machen. Was aber vor allem mein Auge frappierte in diesem ungewöhnlichen Boudoir auf den Schienen, das war die reiche Sammlung von Flaschen, Flacons und Phiolen, Kruken, Dosen und Krügen, die sich über das ganze Zimmer verteilten, überall wo nur eine Ecke frei war. Hier gab es, nach flüchtiger Berechnung, die kostbarsten Pariser Essenzen und die gemeinsten Moskauer Parfüms, Reispuder und Lippenrot, Alaun und Goldcreme, Pomaden, Schminken, Vaseline, Sublimate und andere noch viel geheimnisvollere antiseptische Arkana.

Die Besitzerin des Abteils hatte aufgehört zu summen und unterwarf das Resultat ihrer Arbeit einer kritischen Beurteilung. Wahrscheinlich hatte sie dabei einen Schimmer von mir aufgefangen, denn sie drehte sich plötzlich um; als sie aber sah, daß ich ganz von den Vorgängen auf dem Bahnsteig gefesselt war, ging sie auf den Zehenspitzen zur Tür und schob sie zu, doch nicht ohne vorher mein fremdartiges Aussehen gemustert zu haben. Ich fing eine Sekunde ihre schwarzen Augen, und entzündete ein Lächeln darin; ich sah, daß sie kurzes Pagenhaar hatte und nur siebzehn Jahre alt war.

Ich setzte mich wieder in das Abteil des Kommandanten, und kurz darauf trat sie zu mir herein. Sie war jetzt über und über gepudert und trug ein kurzes weißes Kleid, weiße Strümpfe und Schuhe. Ich erhob mich, machte eine Verbeugung und nannte meinen Namen. Sie war gar nicht erstaunt, daß ich mich an Bord eines bolschewistischen Panzerzuges befand, sondern fragte mich nur liebevoll, ob ich mich behaglich fühle. Später schlug sie vor, ob wir Tee trinken wollten. Das wollte ich gern, und folgte ihr in den ersten Raum, um ihr beim Brotschneiden und Ingangsetzen des Samovars behilflich zu sein.

Nachdem wir alles ins Abteil gebracht und den Klapptisch von der Schreibmaschine und den Papieren gesäubert hatten, trat der Matrose ein und fand es vortrefflich, daß ich mich so schnell im Zug zu rechtgefunden und trotz meines mangelhaften Russisch mit Dolly Mikajlovna verständigt hatte, die ein hervorragendes Mitglied der Besatzung sei, barmherzige Schwester und, wenn es nötig wäre, Arzt und Wirtschafterin; im Fall von Gefahr und Kampf aber ein Soldat, der ein Maschinengewehr ebenso gut zu hantieren verstehe, wie einen Revolver.

Einige Stunden später fuhren wir mit guter Schnelligkeit südwärts. Der Matrose vertraute mir an, daß sein Zug nach Syzran bestellt sei. Die Czechen hätten Pensa verlassen, dafür aber Samara und vielleicht mehrere andere Städte eingenommen. Die Verbindung zwischen Sibirien und Turkestan sei unterbrochen. Er konnte mir nicht sagen, ob Simbirsk, wo meine Delegation war, gefallen sei, aber er vermutete es. Die Lage war nicht günstig. „Was kann man aber auch mit solchen Leuten anfangen,“ sagte er und wies mit der Hand auf die Mannschaft, die sich auf dem Gang und in den Kupees zum Spaß prügelte. „Es ist noch keine Disziplin im Heer,“ sagte er, „ich bedaure eigent-

lich, daß ich die Flotte verlassen habe. Wir lagen in alten Zeiten in Reval. Dolly war Sängerin — großer Stern. Alle Offiziere waren hinter ihr her. Na, jetzt sind sie weg und das schadet nichts. Es war keine Moral in dem Regiment. Wenn nur endlich mal die Feindseligkeiten aufhören wollten. Mir macht es keinen Spaß mehr, mit diesem Zug und einer Sammlung Lummel herumzuziehen, die beim ersten Schuß davonrennen. Und dann ihre Schweinerei. Sie nehmen weder auf sich selbst noch auf andere Rücksicht.“

Abends hielt unser Zug an einer kleinen Waldstation. Es fing schon an dunkel zu werden. Ich legte mich ins weiche Gras, neben den Schienen und sah zu, wie die Soldaten sich prügeln und übereinander kollerten, mehr wie Idioten als wie Kinder. Dolly Mikajlovna kam auch heraus, um die Abendluft zu genießen. Sie trug zwei Kaninchen im Rockschoß, ein kreideweißes mit roten Augen und ein schwarzes mit blauen. Sie legte sich zu mir ins Gras und setzte die Tiere aus der Hand, die gleich an dem Grün zu zupfen und zu kauen begannen, während sie auf ihre drollige, toternste Manier mit den zurückgelegten Ohren hin und her hüpfen. Als die Soldaten sie entdeckten, kamen sie angelaufen und wollten sie streicheln und auf den Arm nehmen. Bald aber wurden sie dessen müde und zogen ihre Revolver aus der Tasche, zielten auf die Tiere und riefen Dolly Mikajlovna grinsend zu, ob sie glaube, daß sie treffen könnten. Sie aber wurde böse und gelobte, daß sie Leben für Leben nehmen würde. Da ließen sie von den Tieren ab und zielten stattdessen auf uns und aufeinander, unter wilden Zurufen und Gebärden, während sie sich hin und wieder Luft verschafften und ins Blaue schossen. Als es ganz dunkel geworden war, schleppten sie auf Dolly Mikajlovnas Befehl Brennholz herbei. Dolly trug die Kaninchen hinein

und kam mit einer Pfanne, Butter und Mehl zurück. Sie hockte neben dem Feuer nieder, dessen Rauch in den stillen Abend in die Höhe stieg, während die knisternden Flammen unsere kleine Gruppe malerisch beleuchteten. Dollys junge Ueppigkeit hob sich in dem dünnen Kleid mit transparenten Konturen von dem Feuerschein ab. Trotz der Unannehmlichkeit des Rauches und der ermüdenden Stellung, buk sie tapfer Wasserpfannkuchen, solange jemand noch essen mochte. Hinterher lagen wir noch eine Weile neben dem verlöschenden Feuer, rauchten Zigaretten und plauderten zu den spröden Klängen einer Balalaika.

Nachts führen wir weiter und kamen morgens gegen sechs Uhr nach Sviagorod. Ich schlief in der Koje des Matrosen, unter einem russischen Offiziersmantel. Für sich selbst hatte er unter der Landkarte ein Feldbett aufgestellt. Uebrigens war er einen Teil der Nacht nicht im Abteil. Obgleich ich aufwachte, als der Zug hielt, konnte ich mich noch nicht bequem, aufzustehen. Als ich gegen neun Uhr auf den Bahnsteig hinausging, um mich zu waschen, traf ich die meisten Soldaten im Begriff, sich unter ausgelassenem Geschrei naßzuspritzen. Nachdem ich den Kopf unter den kalten Strahl der Kipjatok (Wasserhahn) gehalten hatte, nahm ich warmes Wasser mit ins Kupee, um mich zu rasieren. Auch mein Wirt machte sich hübsch. Er wollte nach Sviagorod und bei den Obrigkeiten Besuch machen.

Erst gegen Mittag kamen wir fort, nachdem das Auto vom Zug heruntergefahren worden war. Dolly Mikajlovna trat heute in einer Schwesterntracht auf, die kaum andere Kleidungsstücke verbarg. Aber es war auch furchtbar heiß. Ueber ihrem Pagenhaar trug sie ein Tuch. In dem scharfen Sonnenlicht war ihr Gesicht trotz seiner Jugend tödlich verheert, wie eine Mondlandschaft, der kreideweiße Puder konnte den Ausschlag hier und dort

nicht verdecken. Aber sie war munter wie eine Elster, ihr Lachen klang tief wie ein Husten und scharf wie der Laut eines Schleifsteins, und ihr Körper war wie eine Quecksilbersäule und wie ein lebendes Tier unter der dünnen Bekleidung. Als wir im Auto Platz genommen hatten, der Matrose am Steuer, Dolly und ich auf dem Rücksitz, wollte es nicht starten. Es bließ eine stinkende Wolke aus dem Ventil, und der Motor knallte wie ein Maschinengewehr. Es dauerte noch eine extra halbe Stunde, bevor der Wagen sich zu rühren begann. Da sprangen wir schleunigst an Bord, um dabei zu sein, wenn er losfuhr. Schließlich schossen wir mit allen Pferdekraften über die Landstraße, während mehrere Matrosen auf den Trittbrettern standen.

Sviagorod hatte keine Sehenswürdigkeiten aufzuweisen. Es lag unter dem glühenden Sonnenbrand, alle Straßen gähnend leer von sich gestreckt. Holzvillen mit grünen verschlossenen Läden lagen mitten in verfallenen Gärten. Hin und wieder rasten wir auch an Häusern vorbei, mit weitgeöffneten Türen und Fenstern, durch die man verstaubte Reste des Hausrats sah; mit ihrem bitteren Ausdruck von Verlassenheit hinterließen sie eine kurze Wehmut im Gemüt. Wir kamen an einer weißen Kirche vorbei und später über den Bazarplatz. Es war Sonnabend und Markttag, aber es waren nur wenige Bauernwagen da. Dagegen trieben sich viele österreich-ungarische Kriegsgefangene herum, die die Waren mit Blicken betrachteten, deren natürliche Gier durch lange Enthaltbarkeit gezähmt war. Sie waren trotz Lumpen und allen möglichen zusammengebettelten russischen Kleidungsstücken leicht an den Resten ihrer blauen Uniformen kenntlich, häufig nur an der Mütze, die Krieg und Gefangenschaft und Vagabundenjahre überlebt hatte. Und die meisten konnte

man an den Zügen allein erkennen, die mit denen der Russen oder Tataren nicht zu verwechseln waren.

Sviagorods Sowjet logierte in dem Gebäude der Stadtduma auf dem Marktplatz. Als unser Auto vor den Arkaden vorfuhr, hatte die Wache bereits an die Waffen gegriffen und stand an dem Maschinengewehr in der Vorhalle bereit. Man konnte in diesen Zeiten nie wissen! Uebrigens waren es allesamt Ungarn, rote Elitegardisten. Der Präsident des Sowjets und der Kommandant der Stadt — er vereinigte beide Aemter in einer Person — war ein roter Jude, der irgend einen angenommenen Namen hatte, auf den ich mich nicht mehr besinnen kann. Sein Alter war unbestimmbar. Manchmal sah er aus wie ein ganz junger Mann, mit zeitig verfallenen Zügen, und manchmal glich er einem Greis, dem irgend eine Krankheit den Schimmer einer falschen Jugend verlieh. Sein spärliches, geschorenes Haar zeigte kahle Stellen rings auf dem Kopf. Besonders seine Augen waren merkwürdig. Sie hatten keinen richtigen Blick, flammten aber manchmal auf und schienen dann ein rötliches Licht auszustrahlen. Er machte durch und durch den Eindruck eines überlegenen, begabten Menschen, der indessen nicht ganz richtig im Kopf war.

Er stutzte, als er mich sah, und schlimmer wurde es noch, als er meine Papiere durchgesehen und erfahren hatte, was ich wollte. Seine ganze Gestalt bebte vor schlecht zurückgehaltener Wut und zähneknirschend wie ein gereizter Despot, teilte er mir mit, daß er Europas bürgerliche Regierungen nicht anerkenne. Sie seien einfach Luft für ihn. Und im übrigen existierten diese Kriegsgefangenen, für die ich mich interessierte, nicht mehr. Er sei nicht der Gefangenenwärter des Kapitalismus. In Rußland sei jeder, der wollte, freier Bürger, und brauche nicht mit der Illusion der bürgerlichen Philantropie gemästet zu werden!

Damit kehrte er mir den Rücken und wandte sich liebenswürdig Dolly Mikajlovna zu. Späterhin wurde ich wieder zu Gnaden angenommen, indem er betonte, daß Dolly Mikajlovnas Freunde auch die seinen wären. Er lud mich zum Mittagessen ein, und forderte mich außerdem auf, an einem großen Kommunistenfest teilzunehmen, das am Sonntag stattfinden sollte. Ein großer Volkspark, Krasnij Sad, (Der rote Garten,) solle dabei der dankbaren Bevölkerung übergeben werden. Mit einem satanischen Lächeln fügte er hinzu, daß er es sich zur Ehre anrechnen würde, der kapitalistischen Diplomatie einen so hoffnungsvollen Jüngling wie ich es sei, abspenstig zu machen. „Sie gehören alleamt zu uns, denn ich lese in Ihrem Blick, daß Sie ohne Vorurteil sind. Sie haben nur niemals die Wahrheit in sich selbst gefühlt. Sie sind nie von der gewaltigen Idee der menschlichen Brüderschaft erfüllt worden. Aber diese soll auch in Ihrem jungen Blut blühen.“ Er sah mich mit einem seltsamen Blick an, faßte meinen Arm und indem er seinen Mund meinem Ohr näherte, flüsterte er: „Ihnen will ich es anvertrauen. In mir ist die Wahrheit. Ich bin der neuerstandene Erlöser der neuen Zeit. Ich bin . . .“ Er fuhr sich plötzlich mit der Hand über die Stirn und kam lächelnd zur Besinnung. „Es ist warm,“ sagte er ohne Uebergang und sprach von da an kein unvernünftiges Wort mehr.

Nach dem Mittagessen, das alkoholfrei und ohne Ueberfluß war, wenn auch gut zubereitet von einem Wiener Koch, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt, während die anderen zu einer außerhalb der Stadt gelegenen Kaserne fuhren, um einiges für die große Militärparade des nächsten Tages zu ordnen, die teils zu Ehren des Festes stattfinden sollte, teils aber (wie ich wohl verstand) eine tiefere Bedeutung durch die czechoslovakische Gefahr be-

kam, die mit jedem Tag näherrückte. Ich war unter anderem auf dem Bazarplatz und unterhielt mich mit mehreren alten bärtigen Kriegsgefangenen. Sie hatten noch nie einen Delegierten gesehen und erwarteten mit Recht keine Wunderwerke von dem, den sie vor sich hatten. Ich fragte sie nach den Verhältnissen aus und kaufte einige Päckchen Mahortabak zur Verteilung. Sie klagten am meisten über ihre jüngeren Kameraden, die zur roten Garde übergegangen waren und sie halbtot plagten, um sie dafür zu gewinnen. „Man bekommt ja seine gute Kost,“ sagten sie, „Uniform, Tee, Zucker und 300 Rubel im Monat, und wenn sie einen an die Front schicken wollen, kann man durchbrennen. Vor einer Woche kam hier ein Regiment von Tambof durch. Unterwegs waren 200 Mann desertiert und die anderen warteten nur auf eine günstige Gelegenheit. Nein, gefährlich ist es nicht, aber man kann nie wissen — und zu Hause Frau und Kind und Hof! Besser, man hält noch eine Weile aus.“ Ich bestärkte sie in ihren guten Vorsätzen. Den Russen wollten sie nichts Uebles nachsagen. Die meisten waren ja verrückt, aber nicht schlecht, eher gleichgültig. Eine schreckliche Unordnung herrschte überall. Die Verpflegung im Lager hatte aufgehört, und dennoch durfte man es nicht verlassen! Zum Anziehen bekam man keinen Fetzen, und Verdienst gab es nur wenig für Leute, die nicht irgend ein Handwerk konnten. Das Schlimmste bei der Kommissarregierung aber war, daß sie die Kriegsgefangenen für alle möglichen Arbeiten verwendeten, die die Russen nicht tun mochten. Sie mußten Ställe reinigen, Kasernen und Lazarette in Ordnung halten, und kürzlich hatten die Kriegsgefangenen alle Erdarbeiten in dem neuen Kommunistengarten ausführen müssen — in brennender Sonnenhitze — ohne etwas anderes als das trockene Brot dafür zu bekommen. Eine schöne Freiheit, nicht wahr? Diese Hallunken mochten sich

Proletarier, Bolschewisten, Kommunisten und Internationale nennen, so viel sie wollten, die russische Faulheit und Lust am Stehlen hing ihnen stets an.“

Ich verließ diese Kriegsgefangenen gereizt und gleichzeitig belebt durch ihren ehrlichen Zorn. Mit diesen Leuten aus Kärnten und Tirol und Salzburg sprach man wie mit seinen eigenen. So hätte auch mein alter Urgroßvater, der Bauer war, auf seiner Pfeife gepafft und über die Unterdrücker geschimpft, wenn es sein Los geworden wäre, in russische Gefangenschaft zu fallen. — Abends fuhr ich mit dem Matrosen zum Bahnhof zurück. Dolly Mikajlovna war nicht mit. Sie übernachtete in der Stadt.

Bevor wir am nächsten Vormittag aufbrachen, kam Dolly Mikajlovna in einem Auto des Sowjet aus der Stadt, um sich umzukleiden. Sie sollte an der Parade mit einer Abteilung des Panzerzuges teilnehmen. Der Matrose und ich fuhren zum Frühstück im Sowjet.

Um drei Uhr konnte die Parade beginnen. Die Kommissare und der Stab standen auf der Plattform der Arkaden und salutierten die roten Fahnen. Alle waren sehr kriegsmäßig gekleidet, mit vielen Waffen, Kartentaschen und Feldstechern, keiner aber konnte sich mit dem roten Juden messen, der trotz Hitze einen bleigrauen Stahlhelm mit rotem Siebengestirn trug. Er hatte lange Lackstiefel mit Sporen an und dazu einen blanken Säbel, was in Rußland ein phantastischer und fremdartiger Schmuck ist, und sein rechter Aermel trug das bekannte Abzeichen der Stoßtruppen: einen weißen Totenkopf aus Silber, über zwei gekreuzten Knochen auf rotem Grund. Neben ihm sah der Matrose in seinem einfachen Blusenanzug und mit dem flatternden schwarz und orange gelben Band der Mütze nicht eben wie eine große militärische Kapazität aus.

Ich hatte, um die Kriegsgefangenen nicht herauszufordern und keine falschen Vorstellungen bei den

ungarischen Rotgardisten zu wecken, einen Platz im Schatten der Arkaden gewählt. Hier hatten auch die Mitglieder des österreichischen Kriegsgefangenenorchesters, die zur Parade und später zum Fest spielen sollten, Aufstellung genommen. Man verlangte nicht, daß sie mit ihren Instrumenten in die Sonne hinausmarschierten. Man sah stillschweigend ein, daß ihre Kunst sie über ihre Stellung hinaushob, und der gute Verlauf des Festes zum großen Teil von ihrer Musik und ihrem guten Willen abhing.

Der Vorbeimarsch hatte inzwischen seinen Anfang genommen. Er ermüdete nicht durch Langwierigkeit. Da waren zwei „Polker“ (Regimenter), die je 200 Mann umfaßten. Die Leute schlenderten in dem Takt, der ihnen gerade zusagte. Viele von ihnen waren Kriegsgefangene, hauptsächlich Ungarn und Reichsdeutsche. Sie waren leicht zu erkennen zwischen den russischen Rotgardisten, von denen die wenigsten im Kriege Soldat gewesen waren, durch die militärische Haltung, die mit oder ohne ihren Willen über sie kam, sobald man ihnen Waffen in die Hand gab. Nach dem Fußvolk kam eine Maschinengewehrabteilung, anderthalb Dutzend Mann auf kleinen braunen Pferden. Eine Feldkanone von Pferden gezogen, stellte das schwere Geschütz vor.

Zum Schluß kam eine Truppe des Panzerzuges mit roter Fahne, auf der mit goldener Schrift stand: Panzerzug Karl Marx. Hinter der Fahne ging Dolly Mikajlovna. Sie sah prachtvoll aus, mit einem Fliegerhelm und weißseidener Matrosenbluse, roter Schleife, Revolvertasche im Gürtel, khakifarbenen Reithosen und langen, gelben Stiefeln, die bis an die Knie geschnürt waren. Indem sie bei den Arkaden vorbeikam, grüßte sie mit dem Säbel und einem Lächeln.

Während des Vorbeimarsches standen wir alle in militärischer Haltung, mit entblößten Köpfen, wäh-

rend die Musik abwechselnd die Marseillaise und den Honneurmarsch des Ersten Wiener Regiments spielte. Später marschierten wir mit dem Musikkorps an der Spitze, während die lokale kommunistische Partei, Männer, Frauen und Kinder sich anschlossen. Die pulverweiße Landstraße schien geradeswegs zur Sonne zu führen.

Der Garten lag übrigens nicht weit vom Mittelpunkt der Stadt. Bevor er nationalisiert wurde, hatte er einem Fürsten Cagarin gehört, und zeigte noch schwache Spuren von französischer Gartenkunst. Es waren große willkürliche Veränderungen vorgenommen, um ihn volkstümlicher zu machen, hauptsächlich war die ganze mittlere Partie rasiert, um Platz für eine Orchesterstrade zu schaffen. An dieser Stelle war auch eine Statue errichtet, die auf dem Fest enthüllt werden sollte. Sie stand in der Mitte der einen Längsseite, noch von ihrer Decke aus grobem Soldatenleinen verhüllt, gegen einen Hintergrund von schwarzen Zypressen und Tuja. Rechts daneben war eine rot ausgeschlagene Rednertribüne errichtet.

Als wir in den Garten gekommen waren, löste der Zug sich gleich auf. Die Soldaten stellten die Gewehre in Pyramiden zusammen und legten die Handgranaten ins Gras. Uns Gästen wurden Plätze unmittelbar unter der Rednertribüne angewiesen. Auf dem Marktplatz waren nur wenige Zuschauer gewesen, hier aber schien sich doch ein Teil der bürgerlichen Bevölkerung der Stadt eingefunden zu haben, hauptsächlich junge Mädchen, die ihre Jugend zu Hause nicht verblühen lassen wollten. Es gibt so wenige Vergnügungen in einer kleinen Stadt, heutzutage noch weniger als früher, und man verpflichtete sich ja zu nichts, wenn man mal hin ging, um zu sehen, was die Roten sich wieder ausgedacht hatten.

Jetzt spielte das Orchester: An der schönen blauen Donau. Darauf bestieg der Jude die rote Rednertribüne und legte den Helm vor sich. Er schwitzte große Tropfen, aber das taten wir alle, und war sehr bleich. Der Sonnenbrand hatte keinen Einfluß auf seine Farbe. Dann fing er an zu reden. Er sprach beredt, aber es war, als ob er sich für das, das er sagte, selbst nicht interessierte. Aus seinem Munde floß ohne Anstrengung, aber auch ohne leitende Idee ein reicher Strom von bolschewistischen und allgemeinen sozialistischen Lehrensätzen. Bei den richtigen Stellen machte er eine Pause und ließ die Kommunisten applaudieren. Dolly Mikajlovna gähnte ungeniert. Sie hatte ihren Arm unter den meinen geschoben. Ich hörte ihn Marx und Engels nennen und dachte, jetzt werde die Enthüllung der Statue erfolgen. Aber er redete weiter, ohne daß etwas geschah. Darauf übergab er der Stadt den „Roten Garten“ und sprach die Hoffnung aus, daß er zum Besten des Volkes, zur Entwicklung der Kunst und zur freien Entfaltung der Liebe führen möge. Er sei ein Symbol der Fürsorge der Räterepublik für das Wohl und Wehe der proletarischen Massen. Zugleich aber solle es ein Heiligtum für das Volk werden, eine Ablösung für die unwissende Kirche, ja, an dieser Stelle solle ein Pantheon errichtet werden für die Heroen der internationalen Brüderlichkeit. Im Laufe der Zeit würden sich hier Statuen erheben für Männer wie Plato und Babeuf, Marx und Engels, Blanqui und Delescluze, Lenin und Liebknecht. Er habe mit Hilfe eines österreichischen Bildhauers, eines ehemaligen Kriegsgefangenen, jetzt freien Bürgers, den Anfang gemacht und das erste Denkmal aufstellen lassen. Lange habe er in der Wahl der historischen Persönlichkeiten geschwankt, der man die erste Ehre erweisen sollte. Er habe an Luzifer und an Kain gedacht. Beide wären Unterdrückte, Aufrührer, Revolutionäre in

großem Format gewesen. Ersterer aber sei eine theologische Gestalt, die nicht mit der Lebensanschauung des Marxismus übereinstimme. Sein Licht sei durch den Zusammenbruch einer Gesellschaft erloschen, deren Furcht und Haß er symbolisiert habe. Und der andere sei eine mythologische Figur, deren historische Existenz man bezweifeln müsse. Darum habe er eine unzweideutig irdische Persönlichkeit, einen historischen Menschen ins Auge gefaßt, der ein Opfer der religiösen Lebensauffassung der sozialen Ausbeutung gewesen sei. . . Und wer kam in diesem Fall mehr in Betracht als der Mann, der seit zwei Jahrtausenden unverschuldet an den Schandpfahl eines kapitalistischen Geschichtsschreibers gefesselt gewesen war, der rote Vorläufer der Weltrevolution, der zwölfte Apostel des Bourgeoisführers Jesus Christus — Judas Ischariot!

Der Redner war nach und nach in Extase geraten. Die Versammlung verstand kaum, was er sagte, fühlte sich aber unheimlich zumute unter seinem brennenden Blick. Einige Zwischenrufe ertönten, mehrere Russen aber bekreuzigten sich andächtig. Der Jude schwieg, offenbar wenig um die Wirkung seiner Worte bekümmert. Seine Züge drückten aber eine qualvolle Ungewißheit aus. Dann begann er von neuem, tastend, indem er von der Stunde der Auferstehung sprach, dem Apostel der Unterdrückten, der Diktatur des Proletariats, Brüderlichkeit, Internationale . . . ohne von der Stelle zu kommen. Sein Gesicht verzog sich ruckweise, wie unter der Peitsche eines jagenden Gedankens. Er klammerte sich mit beiden Händen an die Rednertribüne, und seine Nägel durchbohrten den roten Stoff. Da aber klärte sein Gesicht sich auf, er bog sich vornüber und sagte geheimnisvoll: „Ich bringe euch Botschaft, denn in mir ist die Wahrheit. Kennt ihr mich nicht? Ich bin ja der Erlöser der Zeit. Ich bin es ja,“ flüsterte er. Es war kein Zweifel mög-

lich, der Mann war verrückt. Er glaubte, daß er Judas sei.

Im selben Augenblick klang der Lärm eines Aeroplans, der in der heißen Atmosphäre über den Garten flog. Er lauschte einen Augenblick und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Es lebe die Weltrevolution!“ rief er plötzlich mit einer Eingebung. Und ganz gefaßt stieg er von der Rednertribüne herunter, verbeugte sich vor Dolly Mikajlovna und bat sie, die Statue zu enthüllen.

Dolly Mikajlovna erhob sich, und der Jude gab ihr die Schnur in die Hand. Sie zog ein paar Mal, und darauf fiel die Hülle von einer rostroten Figur, nur in Gips ausgeführt, übermenschlich groß, nackt, das Antlitz drohend zum Himmel erhoben, während die Hand mit einer krampfhaften Bewegung versuchte, ein Stück natürlichen Hanfseils vom Hals zu entfernen. Als der Apostel sichtbar wurde, fiel die Musik mit der Internationale ein, und wir erhoben uns alle und entblößten unsere Köpfe. Vom anderen Ende des Gartens wurden mit der Feldkanone drei schnell aufeinander folgende Schüsse abgegeben. Sie waren scharf. Die Granaten strichen mit einem teuflischen Sausen über unsere Köpfe und endigten Gott weiß wo. Ich hörte, wie der rote Jude etwas zu Dolly Mikajlovna sagte, worauf er sie umarmte und auf den Mund küßte. Und bevor ich wußte, wie mir geschah, hatte sie sich zu mir umgedreht, und ich fühlte ihren weichen Körper in meinen Armen und spürte den schwülen Duft ihres Puders unter meiner Nase, während ihre blutroten, feuchten Lippen sich wie ein lauwarmer See um die meinen schlossen. Einen Augenblick war es mir, als ob die Hitze in der Luft in hellen Flammen auflodere. Als mein Blick nicht das richtige Verständnis ausdrückte, lachte Dolly Mikajlovna mich aus, wandte sich dem Nächsten zu und gab ihm den Kuß, der darauf von Mund zu Mund ging.

Meine Knie zitterten unter mir. Ich war drauf und dran, auf dem offenen Platz, mit dem Sonnenbrand überm Kopf, einen Sonnenstich zu bekommen. Ich schwankte hinter dem Apostel in den Schatten der dunklen Zypressen.

Als der Abend mit seiner Abkühlung kam, begann der Tanz. Vereinzelte Lichter leuchteten zwischen den Bäumen, aber sie gingen bald aus. Nur der Platz, wo getanzt wurde, blieb beleuchtet, eine Bogenlampe warf ihr weißes Mondlicht auf die verzerrte Gestalt der Statue. Das Volk aber verstreute sich in dem dunklen Garten. Es war eine wundervolle Sommernacht. Von irgendwo auf der Erde erklangen die Walzertakte der Messingpauken wie gedämpfte Zykadenmusik; aus dem Himmelsraum aber kam der große Ton der Stille. Hoch über unseren Köpfen am nachtblauen Firmament zitterte das Himmelslicht in leisem Tanz, die ewige Internationale der Sterne.

Russische Bourgeoisie

Mais où sont les neiges d'antan?

Villon.

Im Frühjahr 1917 war ich eines Abends zu einer Mittagsgesellschaft bei einer russischen Fürstin in Petrograd. Das war damals ein Erlebnis, das man gern mitnahm. Der Tisch war mit Damast, Rosen und einem Sèvresservice mit Krone und Monogramm gedeckt. Massive silberne Kandelaber standen voller Kerzen und entzündeten den Goldglanz der schweren Bestecke. Vier kostbare Gläser standen bei jedem Kouvert, und es wurden Chateau la Rose, Louis Röderer und süße Krimweine von tatarischen Lakaien mit kahlgeschorenen Köpfen geschenkt. Offiziell war ja Alkoholverbot im Lande, und das gemeine Volk bekam nur selbstgebrannten Spirit und Politur. Der Fisch war ein Stör, der die Länge des halben Tisches hatte, und das Eis war wie eine Troika modelliert, deren Gespann richtige kleine Silberschellen hatte, die klingelten, wenn das Eis von dem Koch in schneeweißem Anzug mit hoher Mütze herumgetragen wurde.

Nach Tisch versammelte die kleine Gesellschaft sich in einem rosa Rokokosalon, wo alles Seide, eingelegtes Holz, Bronze, Marmor und Malachit war. Die Vitrinen waren voller Nippes, an den Wänden hingen französische Kupferstiche, auf denen Damen ihre Brüste entblößten, und überall, wo Platz war, standen Bronzeabgüsse von antiken und modernen

Kunstwerken: Aphroditen und Diskowerfer, Apollo und Laokoon, Voltaire und Napoleon, „Der Tanz“ und „Der Schwimmer“ und „Zwei Menschen“, kostbare Reiseerinnerungen aus allen europäischen Hauptstädten, eine ganze Glyptothek en miniature.

Unter den Gästen war ein Dr. med. Taube, Balte von Geburt, jetzt aber in einer Stadt an der Wolga ansässig, wo er, soweit ich verstand, ein Amt an der Universität inne hatte und gleichzeitig eine Apotheke und mehrere industrielle Betriebe besaß. Wir kamen in ein lebhaftes Gespräch. Er gab mir interessante Aufschlüsse über die kürzlich stattgefundenen Revolution und die Abdankung des Zaren und sprach mit Begeisterung über die Fortsetzung des Krieges und zuversichtlich über die Entente-Freunde und Amerikas Fähigkeit und guten Willen, Rußland zu helfen. Allerdings waren die inneren Verhältnisse, das gab er offen zu, nicht die besten, aber man hatte allen Grund, zu hoffen, daß der aufsteigende Kerenskij, der zweifellos ein Führergenie sei, binnen kurzem sein historisches Anrecht als russischer Napoleon befestigen würde. Die Bridgepartie unterbrach dieses für mich so interessante Gespräch, doch richtete ich es so ein, daß ich mich beim Aufbruch ihm anschloß, und es machte sich ganz von selbst, daß wir zusammen zu dem nahegelegenen Gesandtschaftspalast gingen, wo wir einige Stunden bei einer Flasche Wein und einer Zigarre sitzen blieben, bevor er in sein Hotel in der Moika zurückkehrte.

Noch einmal sprach ich Dr. Taube flüchtig in Petrograd, bevor er vermutlich zu seiner Stadt an der Wolga zurückkehrte. Die Ereignisse, die so bedeutungsvoll und schicksalsschwanger waren wie die Jahreszahlen in einem Geschichtsbuch, folgten einander Schlag auf Schlag, und ich weiß nicht, ob ich Dr. Taube einen Gedanken geschenkt hatte, bevor ich ihn unvermutet im folgenden Jahr wieder sah. Es war im Juni 1918, im Kontor der deutschen

Kommission in Kazan, ungefähr in den Tagen, als die Kaiserfamilie in Jekaterinburg ermordet wurde.

Die Kommission, die sich in Kazan aufhielt, um für die Heimsendung der Kriegsgefangenen zu sorgen, wohnte bei dem deutschen evangelischen Pastor. Der Pastor mit seinen vier erwachsenen Töchtern hatte sich auf dem Boden einquartiert. In seinem Studierzimmer, wo meine Augen bei einem früheren Abendtee auf Lithographien von Gethsemane und Golgatha, auf Magdalenen und Marien und Jesus geruht hatten, prangten jetzt an allen Wänden statistische Anschauungskarten und England-Karikaturen in Riesenformat.

Herr Oberleutnant Dr. jur. S. war ein echter Germane, blond mit scharfen Zügen wie ein Goethekopf, barsch wie eine Büste des Reichskanzlers, und mit jenem leicht stupiden Ausdruck, wie es einem Leutnant ansteht. Als ich eines Vormittags ein Anliegen bei ihm hatte, traf ich Dr. Taube, der im Vorzimmer wartete. Unser Wiedersehen war herzlich. Dr. Taube bat mich gleich, ihm beim Oberleutnant behilflich zu sein: Bolschewiki hatten seine Apotheke nationalisiert, und er verlangte jetzt, da er in Friedenszeiten Abnehmer von deutschen Medizinalwaren en gros gewesen war, die Fürsprache der deutschen Gesandtschaft beim Zentral-Sowjet in Moskau. Leider konnte ich ihm dabei nicht helfen, das lag meinen Machtbefugnissen zu fern. Später erfuhr ich, daß der Oberleutnant sehr wenig gnädig gewesen sei, aber dank dem handelskundigen Reserveleutnant der Kommission, der früher Reisender in Rußland gewesen und im Interesse der Nation und im eigenen, die Zukunftsagentur vorbereitet hatte, wurde dennoch ein Telegramm wegen Dr. Taubes Apotheke an den „Botschafter“ Dr. Mirbach in Moskau abgesandt. Es mag gerade auf seinen Schreibtisch gelangt sein, bevor er den Tod von der Hand der Sozialrevolutionäre fand.

Natürlich bekam ich eine Aufforderung, Dr. Taube zu besuchen. Er bewohnte ein vornehmes altes Eckhaus, wo die Apotheke das ganze Erdgeschoß einnahm, während die Privatwohnung im ersten Stock lag. Man stieg eine weiß lackierte Treppe mit roten Läufern und grünen Palmen hinauf. Ein Mädchen mit weißer Haube öffnete mir die Tür, und zwei große Windhunde erhoben sich und sahen mich wohlwollend an, nachdem sie mein Zeug beschnüffelt hatten. Dr. Taubes Zimmer war voll von alten Möbeln, Glasschränken mit kostbaren medizinischen Apparaten, oder waren es pharmakologische; die Wände waren mit chinesischen Schwertern an geschnitzten Elfenbeinketten, mit silbereingelegten tscherkessischen Säbeln und turkestanischen Pistolen geschmückt. Da waren auch Prismengläser und hochfeine englische Jagdgewehre und überhaupt alles, wozu ein kultivierter Amateur Lust bekommen kann und was ein reicher Mann sich ohne Besinnen anschafft.

Dr. Taube bot mir eine Havannazigarre an (er hatte noch einige Kisten), und bereitete Kaffee auf einer Maschine. Während der Satz niederschlug, nippten wir an einem Kognak. Dr. Taube erzählte mir, daß „la princesse“, die Wirtin von der Mittagsgesellschaft im vergangenen Frühjahr, nach Finnland geflohen sei. Sie hatte ein großes Gut in der Gegend von Tambofsk gehabt, nicht weit von der Fabrik, die Dr. Taube, oder richtiger seiner Frau gehörte. Er hatte erst vor kurzem Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß alle Gebäude auf dem Gut, sogar die Schulen, abgebrannt seien. Ungeheure Werte waren zugrunde gegangen. Der Park war verheert, das Fischbassin von Marmor aus dem Ural zersplittert, und ein entzückender kleiner Pavillon im Trianonstil, den die Fürstin für ihre 36 Affen gebaut, zur großen Belustigung sämtlicher Gäste, ein Unikum an raffinierter Einrichtung, war von den Bauern dem Erd-

boden gleich gemacht worden. Die Affen hätte man mit Heugabeln und Dreschfliegeln getötet, oder, wenn es gelang, sie lebendig zu fangen, gehängt und unter furchtbaren Qualen verbrannt. Das Unbegreiflichste war, meinte Dr. Taube, daß diese sinnlose Wildheit über eine Dame hergegangen sei, die als Gutsherrin nicht nur ihren eigenen Bauern, sondern allen Bauern der Umgebung so viel Gutes getan hatte, daß sie in der guten alten Zeit in der Gegend geradezu vergöttert worden war.

Um sein eigenes Schicksal war Dr. Taube natürlich sehr bekümmert. Vorläufig war er ganz aufs Trockene gesetzt. Wenn er nicht einige hunderttausend Rubel in barem Geld zurückgelegt hätte, würde er nicht haben existieren können. Sein Bankkonto war gesperrt. Die Fabriken waren stillgelegt und die Apotheke nationalisiert. Seit vier Monaten hatte er keinen Fuß dort hineingesetzt. Sie wurde von seinem früheren ersten Provisor, einem Juden, geführt, der zweiundzwanzig Jahre bei ihm gewesen war: „Man bekommt ja in Rußland keinen tüchtigen Pharmazeuten, der nicht Jude ist!“ — „Er wird nicht arm,“ fügte Dr. Taube hinzu, „wir hatten ein Warenlager von einer Million Rubel zum Friedenskurs, und er und der ihm beigeordnete Kommissar verkaufen flottweg unter der Hand.“

Dr. Taube hatte nicht mehr viel für die Entente übrig. Und Kerenskij nannte er die große „Kokotte“ der Revolution. Für Rußland sei es jetzt notwendig, deutschen Kurs zu steuern. Das sage auch Miljukof, der Kadettenführer, der sich in Kiew bei dem Hetmann der Deutschen, Skoropadski, befände. Es sei wünschenswert, daß die Deutschen bald in Rußland Ordnung schafften. Wilhelm II. und seine Soldaten würden als Befreier begrüßt werden! Die Deutschen — welche Kraft, welche Organisation! Sie seien sicher unüberwindlich. Die russische Kultur und das russische Bürgertum würden zugrunde gehen

unter der korrupten und rechtlosen Judenherrschaft des Bolschewismus, wenn sie nicht von dieser Seite Hilfe bekämen.

Dr. Taube war Antisemit. Sonst wäre er auch kein russischer Bourgeois gewesen. Die Juden hatten an allem Schlimmen, das in Rußland geschah, Schuld. In Rußland und in der ganzen Welt, denn dies war nur der Anfang. Hinter allem, dem Krieg und der Revolution, das wußte man genau, standen eine internationale jüdische Verschwörung und ein gigantisches Finanzkomplott, das die Weltrevolution vorbereitete, die schließlich alle Macht in den Händen der Juden vereinigen sollte. Wenn ich es als ein tiefes Geheimnis bewahren wollte, würde er mir etwas erzählen: Im zweiten Stock seines Hauses wohnte ein Vertreter des amerikanischen Y. M. C. A. (nb.: K. F. U. M.) Dieser Mann hatte nichts Christliches an sich. Er verkehrte mit den Bolschewiki (und darum war es von Vorteil, ihn bei sich wohnen zu haben), und war ein Agent des internationalen Judentums! — Darin aber irrte Dr. Taube sich. Er war ein ganz gewöhnliches Mitglied der amerikanischen Handelsspionage.

Später tranken wir Tee mit Frau Dr. Taube. Sie war, obgleich sie sicher die Fünfundvierzig überschritten hatte, eine schöne Frau, besonders wenn sie lächelte. Sie war in knisternde Seide gekleidet, in den Ohren trug sie zwei ungewöhnliche Perlen und an den schönen Händen, die man in Versuchung kam, alabasterweiß zu nennen, hatte sie eine kostbare Sammlung von klaren Brillanten und von Brillanten, die mit rosa Glanz in Patina strahlten. Sie hielt zusammen mit einer schwarzgekleideten deutschen Gouvernante in einem Salon Hof, der außer anderem kostbaren Material zwei Blüthnerflügel enthielt.

Frau Taube war offenbar ganz unberührt von der ernststen Lage. Ich glaube, sie war ihr noch gar nicht klar geworden. Sie glaubte, daß sie eines

Morgens erwachen und alles wieder in schönster Ordnung vorfinden würde, wie in der guten alten Zeit, als sie sich noch zu Fuß und zu Wagen auf den Straßen von Kazan bewegen konnte, während der dicke Polizeibeamte sie schon von weitem begrüßte, als ob sie der Garnisonkommandant selbst sei. Jetzt war nur der schrecklichste Pöbel auf den Straßen. Sie erzählte beinahe mädchenhaft albern, aber einnehmend von ihren Widerwärtigkeiten, und zu allem war der Refrain: wie schrecklich, wie interessant und wie amüsant! Während sie plauderte, saß Dr. Taube zusammengefallen und kahlköpfig, mit einer schwermütigen Perlennadel im Schlips dabei und sah geistesabwesend aus.

Ich machte auch die Bekanntschaft des jungen Taube, Student der Medizin, zweiundzwanzig Jahre alt und einziges Kind. Er glich seiner Mutter auffallend. Er war ein großer, hübscher, etwas korpulenter junger Mann mit einem indolenten Wesen. Man entdeckte bald, daß die Mutter ihn abgöttisch liebte. Wenn er zugegen war, wurde sie unbeherrscht mütterlich und war im selben Augenblick nicht mehr jung. Sie verwöhnte den Sohn mit Süßigkeiten als Zugabe zum Taschengeld. Ihre einzige Angst war, daß ihm etwas zustoßen könnte. Den Krieg hatte er nicht mitgemacht, wahrscheinlich war er auf Grund seines medizinischen Studiums freigekommen. Aber obgleich augenblicklich Frieden war, stieg der rote Schrecken des Bürgerkrieges jeden Tag höher am Horizont herauf. In den benachbarten Gouvernements wurde bereits gekämpft. In Jaroslaw war Aufruhr gewesen und weißer Terror und roter Terror. Es war Frau Taubes einziger Gedanke, den Sohn von diesen blutigen Abrechnungen fernzuhalten.

Wenige Wochen später erreichte die Gegenrevolution Kazan so plötzlich wie der erste Blitz aus einem schwarzen Himmel. Montag, den

5. August überrumpelten die Czechen die Stadt, und im Laufe von wenigen Stunden waren große Teile derselben in ihrer Gewalt. Es wurde ungeheure Beute gemacht an Kriegsausrüstung und 600 Millionen Rubel in russischem und rumänischem Gold. Schnell wurde ein weißer Aufruhr organisiert, und freiwillige Scharen von ehemaligen Offizieren und Weißgardisten füllten plötzlich Kazan mit ihrer unverändert sorglosen Jugend und ihrem Uebermut. Sie waren natürlich von Anfang an flott ausgerüstet, wieder mit Epauletten und Orden und wenn möglich mit weißen Adjutantenschnüren. Man sah sie auch in den Cafés, siegesfroh und säbelrasselnd mit dicken Revolvertaschen und bespornten Lackstiefeln, aber nicht immer ganz nüchtern. Durch die Straßen ging die eine Echelon von gefangenen Bolschewisten nach der anderen, sie schritten müde und graubleich zwischen ihren Wächtern, die Handgranaten in den Händen trugen. Sie wurden zu dem alten Kremlin geführt, wo sie sich selbst ein Massengrab graben durften, bevor sie, meistens bei Morgengrauen, erschossen wurden. Es gibt keinen Anblick, der das Rückgrat der Menschen mit mehr Angst und Beben füllt, als den Nächsten auf dem Weg zum Richtplatz zu sehen. In den Kellern der Hotels hielten sich noch andere Bolschewisten auf, die ihre Waffen versteckten und ihre roten Fahnen als Armbinden für das Rote Kreuz zerrissen. Gäste, die in die Keller flüchteten, wenn die Bolschewisten mit ihren Flugzeugen kamen und Bomben auf die Stadt herabwarfen, wichen scheu zurück vor diesen leichenblassen Menschen, die beim Schein einiger Kerzen in den Ecken herumschwankten und schwere belgische Pistolen und Munition verstaute.

Vor den Toren des Kremlin lag vier Tage lang die Leiche eines Letten, der ebenso wie der berühmte Schauspieler, Kean hieß, wenn der Name auch wohl anders geschrieben wurde. Frauen drängten sich, um das Tuch von seinem Gesicht zu

ziehen. Die Stiefel hatte man ihm ausgezogen, und die nackten Füße wurden mit jedem Tag gelber, bis sie schließlich anfangen blau zu werden. Auf der Leiche lag ein Zettel, worauf kurz und bündig Kommandant goroda (Kommandant der Stadt) stand! Durch den Regen war die Tinte ausgeflossen. Ich hatte ihn recht gut gekannt, und wenn er auch nicht das Muster eines Beamten gewesen war, so war er doch ein netter und mutiger Mensch, der nicht mehr Böses in seiner Stellung tat, als unbedingt notwendig. Jeden Nachmittag hatte er eine Spazierfahrt durch die Stadt gemacht, in einem flotten Wagen, bequem zurückgelehnt, das eine Bein über das andere geschlagen, eine kurze Shagpfeife im Munde. Diese verließ ihn nie und hatte das ihrige dazu beigetragen, ihm in Rußland ein fremdartiges und darum kultiviertes Aussehen zu verleihen.

Nach den Straßenkämpfen der ersten Tage, der Erregung und dem Schießen auf dem Fluß und aus der Luft, kam die Reihe an die Prozession der Priester. Sie schleppten alle Kirchenfahnen und goldenen Ikone mit dem berühmten Kazanschen Muttergottesbild an der Spitze aus den Kirchen und wanderten mit Chorknaben, Räuchergefäßen, Metropolit und Priestern in goldenen Gewändern und violetten Mützen durch alle Straßen, doch nicht im Tatarenviertel, von unermesslichen Menschenmengen mit weißen Armbinden gefolgt. Darauf erfolgte die Bestattung der im Kampf gefallenen Czechoslovaken, Offiziere und Weißgardisten. Schwermütige Trauermelodien auf Blasinstrumenten, viele, viele offene Särge, deren Deckel von Leichenbittern in weißen Blusen vor den Wagen getragen wurden, und wieder Priester, Militär und dichte Volksmengen. Dazu unausgesetzt das dumpfe Schießen aus der Ferne. Denn die Czechen und Freiwilligen kämpften mit den Bolschewisten um die Romanobrücke über der Wolga, etwas westlich

von der Stadt. Es gelang ihnen aber nicht, hinüberzukommen.

Es würde zu weit führen, wollte ich berichten, was alles ich selbst während der folgenden drei bis vier Monate erlebte. Die Bolschewisten eroberten Kazan zurück. Da aber war ich bereits in Sibirien. Und nach Sibirien flüchtete auch Dr. Taube mit seiner Familie. Ob sie die Gefahr rechtzeitig geahnt, oder sich in Kazan auf alle Fälle auf Grund ihrer kleinen Maskepie mit der deutschen Kommission nicht sicher gefühlt hatten, weiß ich nicht. Sicher ist, daß sie nach Samara gingen, und als die Wolgafront aufgegeben werden mußte, folgten sie dem Strom der Flüchtenden nach den sibirischen Städten. Zu Beginn des Jahres 1919 tauchten sie in Tomsk auf, wo ich Vizekonsul war.

Ich begegnete Dr. Taube auf der Straße, ohne diesmal überrascht zu werden. Nichts war mehr merkwürdig, und die Erde war nicht mehr so groß wie sie gewesen war. Dr. Taube erzählte mir, sie hätten ihr Haus verlassen, nur mit den notwendigsten Kleidungsstücken und einer Summe baren Geldes versehen. Nur die Gouvernante war zurückgeblieben; in ihrem schwarzen Kleid waren die Diamanten aus den Diadems und Kolliers seiner Frau eingenäht.

Ich wollte ihnen einen Besuch machen, gab es aber auf. Ich wußte, daß sie in äußerst beschränkten Verhältnissen bei einem Apotheker in Tomsk wohnten. Ich fürchtete, daß die Veränderung, seit ich sie zuletzt besucht hatte, Frau Taube peinlich sein würde. Ich irrte mich übrigens. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Reichen, die im Ueberfluß alle Güter des Lebens besessen und genossen haben, sie leichter entbehren können, als die, die nur die tägliche Notdurft befriedigen konnten. Frau Taube jedenfalls ertrug ihre Entbehrenungen und die sibirische Kälte mit gutem Humor. Man sah sie sehr selten auf der Straße, eines Tages aber begegnete ich ihr

doch. Sie trug einen Zobelpelz und ein wollenes Tuch um den Kopf wie eine Bauernfrau. Das Lächeln in ihren Augen war noch immer kläglich albern, und sie meinte, es würde nicht lange dauern, bis sie wieder nach Kazan zurückkehren könnten.

Trotzdem hatte Dr. Taube es nicht leicht mit ihr. Das merkte ich, wenn ich mit ihm auf der Straße oder im Café sprach. Sie hatte Angst, daß der Sohn eingezogen werden könnte, und wenn diese Furcht Nahrung bekam, wurde sie ganz hysterisch. Schließlich glückte es Dr. Taube durch Energie und einflußreiche Bekanntschaften, die Katastrophe hinauszuschieben und den Sohn in einer Sinecure-Stellung beim Roten Kreuz unterzubringen. Wie lange aber würde das dauern? Er war selbst eingezogen worden und konnte jederzeit als Militärarzt an die Front geschickt werden. Die Koltschak-Regierung sandte ein Dekret nach dem andern aus, mit den strengsten Verhaltensmaßregeln, Standrecht nicht ausgeschlossen, gegen diejenigen Offiziere und Aerzte, die sich in überflüssigen Stellungen hinter der Front drückten. Denn die Front litt furchtbar unter Mangel an Aerzten. Die Sanitätszüge kamen ganz bis Tomsk, viele Tagereisen, vollgepfropft mit Verwundeten, fast alles junge Bauernjungen, lächerlich junge Jahrgänge, weil man nicht gewagt hatte, die älteren, die schon einmal ihre Offiziere entwaffnet und ihnen die Epauletten abgerissen hatten, gegen die Bolschewisten zu mobilisieren. Und bevor sie am Ziel waren, waren die Schwerverwundeten zu stinkenden Bündeln von Schmutz und kaltem Brand, Ungeziefern und Eiter verwandelt, viele von Würmern wimmelnd. Mein braver Freund, Dr. Bélan, ein österreichischer Regimentsarzt, der ein Militärlazarett der Russen leitete und frischweg mit Messer und Säge darauflos operierte, erklärte oft überwältigt, daß nur Russen noch in solchem Stadium von Verwesung, wie er sie auf dem

Operationstisch in Empfang nahm, leben konnten. Sogar mit Zeitungen waren sie verbunden. Und dabei liefen genug Schwestern herum, fügte er hinzu, und Huren waren sie allesamt!

Den jungen Taube sah ich häufig auf der Straße, doch legte er offenbar keinen Wert darauf, mich zu kennen. Natürlich trug er Uniform, doch ohne Abzeichen, und einen Revolver. Um den Arm hatte er die Binde des Roten Kreuzes. Er war oft — zu Fuß oder im Schlitten — in der Gesellschaft einer wunderbar schönen Pflegerin, deren schwarze Augen unter dem kokett ehrbaren Nonnentuch nicht Anstand nahmen, gefährliche Blitze nach rechts und nach links zu senden.

Eines Vormittags, es war bereits Anfang Juni, kam Dr. Bélan unvermutet zu mir. Er brachte mir die furchtbare Nachricht, daß der junge Taube von einem russischen Offizier in einem Streit erschossen sei. Der Unglückliche hatte einen Schuß ins Bein, einen in den Leib und einen in den Kopf bekommen. Der Täter hatte sich selbst an der Schulter verletzt. Sie waren beide in Bélans Lazarett gebracht worden, Taube aber war auf dem Operationstisch gestorben. Dr. Bélan, der Taubes kannte, war so niedergedrückt, wie man sein kann, wenn man fünf Jahre in sibirischer Gefangenschaft gelebt und Frau und zwei Kinder in Wien hat. Er schritt im Zimmer auf und ab. Plötzlich knirschte er mit den Zähnen, daß man es hören konnte, und zischte: Dieses Pack! Dieses verfluchte Pack! Das unschuldige, unwissende Menschenvieh vom Lande mobilisieren, darauf verstehen sie sich! Den Müttern die Söhne nehmen, bevor sie noch ganz ausgewachsen sind, und sie an die Front treiben, noch bevor sie ein Gewehr halten können, damit sie für die heilige Wiederkehr des Zarismus, für die liederliche Priesterschaft, das Bankkonto, die Knute, den Vodka und die Korruption kämpfen sollen, alles das verstehen

sie und wagen sie, aber hinter der Front sitzen mit Karten und Flaschen, den Arm um ihr Mädchen, das können sie nicht lassen, und wenn sie daran zugrunde gehen müssen; lieber für eine käufliche Dirne sterben als für die armen Burschen, die Tausende von Kilometern fern von der Heimat an Wunden und Typhus ihretwegen verfaulen. Sie sind nicht den Tod eines Flohes wert, und dabei wädet ein ganzes Land und ein halber Weltteil in Blut, weil eine Handvoll Charlatans auf beiden Seiten ungestraft die Macht zu mißbrauchen wagt. Wenn Gott es nicht kann, und er kann es offenbar nicht, so möge Satan einsehen, daß dies nicht einmal Bosheit, sondern die pure rohe Dummheit ist, und er möge alle die mit Pest strafen, die Menschen zwingen, Waffen gegeneinander zu tragen! — Dr. Bélan war blaß geworden und zum Schluß ganz heiser. Er war sonst ein stiller Mensch, der sehr wenig und in kleinen Sätzen sprach. Er blieb lange ganz still sitzen und dann verließ er mich mit einem Kopfnicken.

Beim Begräbnis waren nur wenige Menschen. Frau Taube stand dicht neben dem Sarg. Ihr Mann stützte sie. Ihr Gesicht war ganz geschwollen, aber sie weinte nicht mehr. Nein, sie würde nie wieder jung werden! Der Doktor war kleiner geworden, wie mir schien, und ganz weiß an den Schläfen. Andererseits aber war ein Ausdruck von Ruhe in seinem Gesicht, den ich die letzten Male nicht gesehen hatte. Vielleicht wog der Schmerz die Bürde auf, die er auf so furchtbare Weise losgeworden war. Nach der Feier begrüßte ich sie. Dr. Taube war geistesabwesend, und ich wußte auch nicht, was ich ihm sagen sollte. Ich verbeugte mich vor Frau Taube und küßte ihr, der Landessitte folgend, ihre weiße Hand, die auch noch mit sehr viel weniger Ringen, die schönste Hand war, die ich je gesehen habe. Kurz darauf verließ ich Tomsk.

Die Völkerflucht durch Sibirien

Was wird die Geschichte einst über die Katastrophe der Gegenrevolution in Sibirien berichten können, über die Flucht von Westen nach Osten längs des sibirischen Magistral? Die Presse war nicht da. Sie saß in Fiume und las die falschen zäsarischen Proklamationen des Aesthet-Diktators, oder guckte platonisch über die finnische Grenze in das große, ehemals heilige, jetzt dunkelrote Rußland. Wer mit dabei war und von Sibirien in die Welt zurückkehrt, wird kaum zum Schreiben aufgelegt sein; er wird alle Bedingungen zum schnellen Vergessen im Gemüt haben, denn nichts verwischt sich so schnell wie das Erleben des absoluten Schreckens. Die Geschichtsschreiber der Zukunft werden wenig Dokumente vorfinden, in denen sie blättern können. Der für Archive bestimmte Papierverbrauch wird minimal, wenn bei dreißig Grad Kälte Réaumur, eine Regierung, ein Heer und eine Zivilbevölkerung sich in verzweifelter Flucht an den dünnen, zerreißenbaren transsibirischen Bahnfaden klammern. Wer in Sibirien starb, starb darum in mehr als einem Sinn in der Stille. Der Schnee fiel, und die weiße Oede nahm in ihrem großen barmherzigen Schweigen alles auf, was fiel und auf der Flucht liegen blieb.

Als es anfang, stand ich ich selbst an der sibirischen Bahn und zweifelte, ob es mir glücken würde, nach Hause zu kommen. Wie es immer zu

gehen pflegt: solange ich mich noch nicht entschlossen hatte zu reisen, wurde ich von dem lichten Optimismus der Menschen beherrscht, dem Selbsterhaltungstrieb bei allen Gefahren, ohne den es heute in Rußland-Sibirien keinen lebenden Menschen mehr geben würde. Als ich den Entschluß aber erst einmal gefaßt hatte, als ich die Tage zu zählen begann, kam auch die Nervosität über mich. Hatte ich den richtigen Augenblick verpaßt? Vielleicht würde es heute, morgen über mich zusammenschlagen, und die Knie wurden mir matt, wenn ich daran dachte, daß ich vielleicht noch Jahre in dieser russischen Hölle bleiben müßte. Hatte ich mir einst Abenteuer gewünscht, so war dies Verlangen jetzt total in mir gestorben, und wenn es Augenblicke gegeben hatte, wo Leben und Tod mir gleichgültig gewesen waren, so empfand ich jetzt intensiv die Sinnlosigkeit, daß ich mich für eine Abrechnung abschlachten lassen sollte, die mich strenggenommen gar nichts anging. Meine Besorgnis war übertrieben; ich entkam noch rechtzeitig. Der große Zusammenbruch kam erst, wie ich richtig berechnet hatte, einige Monate später. Ich aber gebrauchte vier Wochen, um bis Charbin zu gelangen, und in der ganzen Zeit war ich nicht aus den Kleidern, schlief auf den rohgezimmerten Brettern in einem verschmutzten box-car, zusammen mit zwei russischen Popen und einigen Offiziersfamilien aus Tomsk. Als ich nach Charbin kam und bei Konsul Jacobsen (Direktor der großen dänischen Handelsgesellschaft Ostasiatische Compagnie) in seinem königlichen Hause bei Tisch saß, mit Damast, Silber und Kristall, während chinesische Diener die ausgesuchten französischen Gerichte herumreichten, da mußte ich mich in den Arm kneifen, wenn ich an meinen Wagen dachte, der auf dem Bahnhof stand und wo noch die Reste eines mandsjurischen Huhns lagen, das mit allen Eingeweiden gebraten

war, und daran, daß ich seit vier Wochen kein Bad gehabt hatte.

Den Zusammenbruch selbst sah ich nicht, und doch hatte ich in den Tagen des Zweifels, ohne sonderliche visionäre Veranlagung, eine intensive Vorstellung von dem, das vor der Tür stand und dem ich mit allen Mitteln zu entrinnen strebte: dem Rückzug der Deutschen längs der sibirischen Bahn.

Aber ich sah ja auch mehr als Visionen, denn die Niederlage der Koltschakregierung lag nicht nur in der Luft, in der Erwartung eines jeden, obgleich man die Vorstellung einer Flucht wie etwas Unfaßbares von sich schob, sondern sie sprang durch tatsächliche Umstände in die Augen, sie lag auf den Gleisen wie unendliche Wagenreihen ohne Lokomotiven, und neben den Schienen wie zerstörte, versprengte Züge und niedergebrannte Stationsgebäude. Es gab Tage, wo wir fast ununterbrochen an Skeletteilen von Lokomotiven und Wagen vorbeikamen, die von bolschewistischen Streifbanden, trotz der czechoslovakischen und übrigen Entente-Bewachung aus dem Gleise gebracht oder in die Luft gesprengt worden waren. Seit der großen Bolschewikkämpfe 1918 waren die kleinen Brücken wieder aufgebaut, die mächtigen Stahlbrücken über den großen Flüssen aber waren noch in einer traurigen Verfassung: einige von ihnen streckten ihre zerrissenen Bogen in die Luft, während eine Probelokomotive und dann erst der Zug über eine provisorische Pfahlbrücke nebenan gefahren wurde. Ebenso wie die große Armee 1812 gezwungen ward, über ihre alten Wahlplätze zurückzugehen, so mußte sich auch das weiße Heer auf einer Linie zurückziehen, die auf der ganzen Strecke den Eindruck machte, als ob ein flüchtendes Heer im selben Augenblick am Horizont verschwunden sei. Was Schrecklichkeiten anbelangt, braucht der sibirische Rückzug neben dem Napoleons nicht zu verblassen.

Noch befand sich die Koltschakregierung in Omsk, doch wurde sie von den Bolschewisten hart bedrängt. Es war nur eine Frage von Wochen, wann die Weißen auch die Hauptstadt von Westsibirien räumen mußten, nachdem sie im Laufe der vergangenen sechs Monate das östliche Drittel des europäischen Rußlands verloren hatten. Von Omsk führen zur Sommerszeit drei Wege nach rückwärts und zur Seite, einer nördlich längs des Flusses Irtisch nach Tobolsk und Tomsk; auf diesem Wege flüchteten die Bolschewisten im Frühjahr 1918, als sie von den Czechoslovaken überrumpelt wurden; durch den Fall von Tobolsk aber ward er den Weißen abgeschnitten. Südlich geht der Fluß nach Semipalatinsk, dieser Weg aber endigt blind in der Mongolei. Der dritte, mittlere und östliche Weg ist die transsibirische Bahn über Irkutsk nach Osten. Diese Rückzugslinie war praktisch gesprochen die einzige, die sich den Weißen bot, und nur einem begrenzten Teil von ihnen. Durch Omsk Fall wurden die bevölkertsten und reichsten Teile von Westsibirien vom Osten abgeschnitten. Darum war es klar, daß nicht nur die Reste des geschlagenen Heeres und der Regierung, sondern auch die bürgerliche Zivilbevölkerung, die Garnisonoffiziere aus dem Hinterland, Beamte und Kaufleute mit ihren Familien, die fremden Konsuls und Missionen, falls sie sich noch nicht geborgen hatten, und alle die Tausende, die seit dem letzten halben Jahr auf der Flucht gewesen waren und für die das Signal jetzt von neuem erklang, in bunter Verwirrung auf diese Linie zuströmen würden. Die elenden Züge, die auch in ruhigen Zeiten wegen Kohlenmangels oder verlegter und fehlender Reserveteile so schlecht vorwärtskamen, würden von fanatischen Menschenmassen gestürmt werden. Omsk wird „evakuiert“! In den letzten zwei Jahren ist Rußland in permanenter Evakuation gewesen. Ich war in Moskau, als die

Bolschewisten aus Furcht vor den Deutschen Rußlands Gold nach Kazan evakuierten, und ich war in Kazan, als es ausgeladen wurde. Ich war in Omsk, als die Weißen unter Kosackenbewachung, dasselbe Gold, das sie in Kazan genommen, vom Bahnhof zur Reichsbank brachten. Und bei meiner Rückreise kamen Teile des Schatzes mir auf dem Wege nach Irkutsk entgegen.

Die Eisenbahn von Omsk nach Irkutsk geht über folgende Punkte von Bedeutung: Novo-Nikolaevsk, Taiga (wo die Lokalbahn von Tomsk sich mit der Hauptstrecke vereinigt) Marinsk, Krasnojarsk und Nisjne Udinsk. Normal kann man die Strecke in dreimal vierundzwanzig Stunden zurücklegen, ich gebrauchte drei Wochen zu den cr. 2000 km, und verbrachte vier Tage auf einer Eisenbahnstation, um auf einen Zug zu warten. Wer an Warteraumgeduld leidet, hat Stoff zum Nachdenken. Ich habe mehrfach vierundzwanzig Stunden, Rücken an Rücken mit einem russischen Soldaten gegessen und auf einen Zug gewartet, von dem niemand wußte, wann er kommen und ob er fürs erste überhaupt weitergehen würde. Diese vier Tage aber auf dem Wege nach Irkutsk waren mein Rekord.

Auf der Strecke Omsk—Novo-Nikolaevsk waren über achtzig Züge vor letztgenannter Stadt in einem Block zusammengefahren und kamen nicht von der Stelle. Die Postzüge gebrauchten zwei Tage, um 30 km zurückzulegen. Den wenigen Maschinen, die da waren, fehlte es an Kohlen, oder es war unmöglich, sie zu einem Wasserbehälter hinzurangieren. Auf der anderen Seite von Novo-Nikolaevsk standen weniger Wagen, auf den größeren Stationen aber immer mindestens ein Dutzend. Und in Nisjne Udinsk und kurz vor Irkutsk häuften sie sich wieder, bis sie schließlich einen unübersehbaren Park bildeten. Es war niemand da, der sich der Hoffnung hingab, daß sie jemals befördert werden würden.

Es war schon eine große Aufgabe, die Schienen für die notwendigsten Züge freizuhalten. Da wir nie weniger als zwölf Stunden an einer Station warteten, hatte ich reichlich Gelegenheit, zu studieren, was alle diese Züge enthielten. Es war eine Völkerwanderung auf Schienen. Ja, eine Völkerwanderung, diese Tatsache, von der so wenig in den Geschichtsbüchern steht, ging in dieser Zeit täglich zwischen Petersburg und Wladiwostock vor sich und konnte mitten auf dem Felde studiert werden, ohne daß man die Monumenta Germaniae und andere Quellschriften entbehrte. Die Inszenierung war verschieden von der im Mittelalter, die Realitäten aber waren dieselben geblieben. Die Geschichte ist die Menschheitsgeschichte und Menschen sind immer Menschen.

Die meisten Echolonen bestanden aus Flüchtlingen der geräumten Gebiete westlich vom Ural: Perm, Jekaterinburg, Krasno-Ufinsk, Ufa, Orenburg. Aber Flüchtlinge aus Westsibirien (Tjelabinsk, Kurgan, Tjumen) waren auch bis hierher gelangt. Wieviele es alles in allem waren, wird einst festgestellt werden, wenn erst die Statistik über die, die vor den Hunnen flüchteten, fertig vorliegt. Doch wird es eine sechsstellige Zahl geben. Die Flüchtlinge wohnen allesamt auf der sibirischen Eisenbahn, wenn sie nicht durch ein Wunder Obdach in den im voraus überfüllten Städten gefunden haben. Die Züge, die sie bewohnen, kann die Feder nicht beschreiben. Das sibirische Eisenbahnmateriale ist sehr primitiv. I. und II. Klassenwagen sind eine große Seltenheit. Sie sind verbrannt oder werden von dem Stab fremder Truppen bewohnt. Sogar die Postzüge fahren oft nur mit einem Wagen dritter Klasse und im übrigen mit den sogenannten „Tjepluskas“, die während des Krieges gebaut sind und sich von unseren Viehwagen schlechtesten Sorte nur dadurch unterscheiden, daß sie von den Reisenden geheizt

werden können, wenn der Ofen nicht gestohlen ist, was er meistens ist. Im übrigen sind es sehr gute Wagen, wenn nicht zu viele Passagiere mit sind. Ich bin einige zehntausend Kilometer in diesen „box-cars“, wie die Engländer sie nennen, gereist. — Mit Flüchtlingszügen aber bin ich nicht gefahren, ihresgleichen hat wohl kaum jemals auf Schienen gerollt. Sie waren aus Wagen zusammengesetzt, die anderswo sicher längst als altes Eisen verkauft worden wären. Das evakuierte Militär und die Administrationen hatten sie sicher als unbrauchbar stehen lassen. Viele waren von einem Zusammenstoß, den sie erlebt hatten, zersplittert, andere durch eine Granatsprengung vom Bolschewistenkrieg im vergangenen Jahre geschmückt. Der einfache Mann hatte an Wagen zusammengeschoben, was die offizielle Evakuierung ihm übrig gelassen und schließlich hatte er auch noch eine rostige Lokomotive gefunden, mit der er fahren konnte. Seit der Räumung, das heißt, zwischen sechs und zwei Monaten, standen und fuhren diese Züge auf der Strecke; zu Tausenden lebten Menschen in diesen Wagen, meistens familienweise mit Einquartierung. Vergebens fragte man sich, was diese Scharen veranlaßt hatte, Haus und Heim zu verlassen. Die Oberklasse oder nur der wohlhabende Mittelstand waren nicht vertreten. Natürlich waren diese auch geflüchtet, schmarotzerten aber in Militär- und Lazarettzügen; in den Flüchtlingszügen saßen sie jedenfalls nicht.

Dort sah man vor allen die zur Evakuierung Befohlenen: die Beamten mit ihren Familien. Ferner Lehrer und Kontoristen, aber auch Arbeiter und Bauern waren zahlreich vertreten. Häufig war die Tjepluska ganz komfortabel eingerichtet. Das Ehebett lag voll von großen Federbetten, an den rußigen Wänden hingen Bilder, und natürlich kochte das Wasser in dem Samovar auf dem Tisch. Ich habe in den Wagen allerhand Gegenstände gesehen, die

zum Nutzen und zur Unterhaltung einer Häuslichkeit beitragen: Klaviere, Grammophone, Kanarienvögel, Teppiche, Großvater in einem Schaukelstuhl, Familien, die um den Eßtisch mit einem richtigen Service versammelt waren. Ich habe auch Wagen gesehen, mit weiter nichts als Menschen, die auf dem schmutzigen Boden lagen und sich gegen Ungeziefer wehrten. Es gab Wagen, wo Bauernfamilien mit ihren Kühen, Kälbern und Hühnern zusammen wohnten, wenn sie nicht einen flachen Transportwagen, mit Zweigen eingefriedigt, an den Zug gehängt hatten. Alte verfallene Wagen, magere Pferde, wehmütige Kühe und gleichmütige Schweine fuhren mit durch die Hunderte von Meilen, und standen nachts und glotzten auf die fremden Sterne. Vielleicht verbargen sie tief in ihrer unergründlichen Imbecilität eine Frage, die diejenigen, die sie mitschleppten, sich nie stellten! Warum? Warum? Natürlich war es auch die Furcht, die selbst die Aermsten forttrieb. Sie folgten dem Strom. Sie standen unter der Suggestion der Flucht. Und sie setzten ja so wenig aufs Spiel. Aermer als sie waren, konnten sie, wo sie hinkamen, auch nicht werden. Vielleicht war es besser dort, wo man schließlich halten würde. Der Russe läßt sich nicht ungern verschicken, und die Strapazen des Reiselebens, die für ihn leicht die permanente Siesta werden, die Unbekümmertheit um den kommenden Tag, den doch niemand kennt, die Stimmung des Nomadenlebens sprechen sein Temperament an. Der russische Bauer ist stets von allen Bauern der Welt am meisten und am längsten gereist. Der Lebensappetit der Völkerwanderung wohnt tief in seiner Steppennatur. —

Alle Stationsgebäude auf der Strecke sind überklebt mit Zetteln in allen Größen, enthaltend lakonische Mitteilungen von und an Familienmitglieder und Freunde, die sich verloren haben und Verbindung miteinander suchen:

„An Nikolaj Alexandrovitsch Baukin. Wir haben hier fünf Tage gestanden. Wir sind nach Marinsk weitergefahren. Baukins.“

„Anna! Komm zu Taiga. Ich wohne bei Fjodor Petrowitsch. Peter starb am 27. Deine Mutter Sofie Sergievna.“

Lange Romane sind altmodisch geworden, und die kurze Erzählung hat den Beifall der Jetztzeit gefunden. Das Leben selbst aber ist über literarische Moden erhaben und schreibt unübersehbare Romane, in unerhört knapper Form.

Zwischen den Echelons der Flüchtlinge standen andere Wagenzüge und harrten der Weiterbeförderung in dieser oder jener Richtung. Ich sah englische, französische, italienische und tschechische, polnische, rumänische und jugoslawische Militärzüge, wohlgenährte Soldaten in schmucken Uniformen, geckenhafte Offiziere mit Band und Kreuz und dicken Revolvern in den Gürteltaschen. Es waren genug Soldaten da, um auch Moskau einzunehmen, wenn sie sich hätten schlagen wollen. Aber sowohl Offiziere wie Mannschaften dachten nur daran fortzukommen, solange es noch Zeit war: „Wir haben genug, wir denken nicht daran, uns für die russischen Schweine zu schlagen.“ Die meisten sympathisierten laut mit den Bolschewisten, wenn sie nur warten wollten, bis man selbst in Sicherheit war. Da waren Züge, die dicht mit armen deutschen und ungarischen Kriegsgefangenen besetzt waren, für die die Reise von neuem nach Osten ging, immer weiter fort von der Heimat, die in ihren Gedanken noch das Idyll war, das sie vor fünf Jahren verlassen und seither durch ihre Sehnsucht noch verschönt hatten. Die meisten waren alte Leute, die still im Wagen saßen und an der treuen Pfeife pafften, die ihnen von der Heimat ins Feld und in die Gefangenschaft gefolgt, oder doch jedenfalls von ihren Händen in der Erinnerung teurem Bild gefertigt war. Sterbende

waren darunter, aber sie starben ohne Lärm. Und auf aller Gesicht lag diese feuchte Blässe, die von unsagbarer Entbehrung und den zehrenden Tuberkeln erzählt. Was hatten diese Menschen gelitten! Die Seele des Schmerzes lag in ihren Augen. Und im Leid waren sie geduldig, still, demütig geworden. Gib ihnen Hoffnung und sie knurren gleich. Gib ihnen Freiheit, und sie beginnen zu hassen. Gib ihnen Waffen, und sie werden andere leiden sehen. Rohheit wird in ihnen wachsen, wie böser Saft. Wie oft habe ich das nicht erlebt. Dieselben Kriegsgefangenen in allen Stadien konnte man zu Tausenden auf der Strecke sehen.

Und es gab Züge mit Patronen und Kanonen, Züge mit Flugzeugen, die niemals fliegen sollten. Züge mit Zigeunern, die der liebe Gott evakuiert haben mußte, denn kein Mensch hatte an sie gedacht. Gott aber liebt die Kinder, und davon gab es genug in diesen Zügen. Da waren lange Wagenreihen mit polnischen Juden, die sich seit fünf Jahren auf der Flucht befanden. Ahasverus überlebte die Flucht auf der sibirischen Bahn — und morgen wird er zurückfliehen, von einer neuen Flucht besessen. Seine jungen Töchter saßen mitten im Elend und wanden ihre krummnasige Schönheit im Flammenflirt mit Offizieren aller Nationalitäten. Da waren Lazarettzüge, die von Tod und Karbol stanken. Die Verwundeten waren Monate unterwegs, und die, die lebend auf den Operationstisch gelangten, waren verfault wie Leichen, die man aus den Gräbern geholt hatte. Die, die nicht gerade im Zug lagen und starben, humpelten die Trittbretter herauf und herunter und waren nie in Ruhe. Da waren japanische Züge, nett und reinlich, voll von Fustagen, und hinter den Plakaten mit der rotstrahlenden Sonne hockten Gelbe mit roten Kragen und aßen Reis — Affen glichen sie, trotz des blanken Kupferschirrs. Es gab Züge und abermals Züge mit acht-

zehnjährigen Rekruten, die sich auf dem Weg zu ihrem Mobilisierungsort befanden. Keiner dachte mehr an sie, sie saßen den lieben langen Tag und spuckten Sonnenblumenkerne auf die Schienen und warteten auf einen Offizier oder wohl hauptsächlich auf etwas zu essen. Sie trugen noch ihre Bauernkleidung und würden wohl bald nach Hause laufen, wenn ihr Dorf nicht zu viele Meilen entfernt war. Es gab Züge mit Rekruten in kanadischen Uniformen und kurzen englischen Büchsen; sie zankten sich gutmütig, spielten Karten und unterhielten sich vertraulich darüber, wie man sich am besten gefangen nehmen lassen könnte. Lieber Gott, die Aeltesten waren zwanzig Jahre! Und wie viele sind nicht als Deserteure erschossen worden. Da waren Züge mit amerikanischen Pflügen, mit Zahnstochern und Papier; Rote Kreuzzüge mit Amerikanern an Bord, hier fehlte es an nichts, und wenn im ersten Wagen Medikamente waren, so waren sicher Spekulationswaren in den zehn folgenden. Es waren richtige Militärzüge, die glatt durchgingen, auf alle möglichen vornehmen Papiere hin, die denen, die sie ausstellten, nur etwas Schreibmaschinenschwärze kosteten, dafür aber große Einnahmen brachten, denn seidene Damenstrümpfe und französische Parfüms in Japan hergestellt, waren seltene Waren in Sibirien, gehören aber, wie alle wissen, die dabei gewesen sind, zu den Bedürfnissen eines Krieges. Und es liefen Post- und Kurierzüge auf der Strecke, die selten an dem Tage, wo sie erwartet wurden, eintrafen, und, wenn sie kamen, bis in die Toilettenräume von Leuten überfüllt waren, die alle in irgendeinem gesetzmäßigen Auftrag reisten, vornehme Reiseerlaubnisscheine vorzeigen konnten und ihre Billette bezahlt hatten und mehr als das. Es waren immer auffallend viele Juden mit großem Gepäck dabei, die nach Westen, und auffallend viele Offiziere, die nach Osten reisten.

In langen Reihen halten ferner Züge, die nur mit evakuierten Institutionen geladen sind: ein Amtsgericht aus Bugula, das Konsistorium aus Perm, eine Versicherungsgesellschaft aus Ufa, Tische und Stühle, Protokolle und Schreibmaschinen, Geldschränke, Papierkörbe und alte Akten, die irgendwo auf der sibirischen Steppe zur Ruhe gefahren worden waren. Wo werden sie das nächste Mal aufgestellt werden, und werden die Ameisen überhaupt jemals zu dem zerstörten Haufen zurückkehren? Sicherlich. Geht zur Ameise und werdet klug, sagte Salomon, und er meinte wahrscheinlich: aus den Menschen!

Von allem, das man auf der sibirischen Bahn sehen kann, ist doch nichts so unheimlich wie die Echelons mit den gefangenen Bolschewisten. Wenn, nachdem sie gefangen genommen, die richtigen Kommunisten hingerichtet worden sind, und auch diejenigen, die zufällig mit drauf gehen, dann sind immer noch eine Menge da, die man ungern niederschließen möchte. Es ist nicht wahr, daß der Mensch mit einer kompletten Mordnatur ausgestattet ist. Zu töten ist ihm eine positive Befriedigung, er genießt es seine Aktivität mit unumstößlichen Resultaten belohnt zu sehen, das Gefühl aber verlangt sein Recht und setzt Grenzen. Darum wurde von den übriggebliebenen Bolschewisten meistens ein Quantum ins Heer versetzt und an die Front geschickt, wo sie bei der ersten besten Gelegenheit überliefen, was die guten Vorsätze, die man mit ihnen hatte, genügend dementierte. Der Rest wurde in irgendein Lager geschickt, wo er hinter dem Stacheldraht um die Wette an den vielen verschiedenen Sorten Typhus starb, für die die Medizin Namen hat, die es sich aber nicht verlohnt zu kennen, wenn man doch nie einen Arzt zu sehen bekommt. Bei der Evakuierung wurde auch dieses Elend zusammengepackt, vierzig Mann in jeder Tjepluska, und der Echelon bestand meistens aus zirka 1200 Gefangenen.

Während der Fahrt war der Wagen plombiert, und es kam nur soviel Licht herein, wie durch die Ritzen drang. Wenn der Zug hielt, wurden die Wagen an der einen Seite geöffnet und an dieser Seite patrouillierte die Wache. Zweimal am Tage wurden sie gespeist, Schwarzbrot und kochendes Wasser. Die, die starben, wurden beiseite geschafft, die Ueberlebenden scharften sie selbst ein. Auch für die Notdurft der Gefangenen war gesorgt. Einmal am Tage wurden sie in Scharen zu Dreihundertern auf ein offenes Feld geführt. Die Wache lagerte sich mit geladenen, bajonettblitzenden Büchsen um den Aasplatz, und die Dreihundert gaben unter dem schamlosen Angesicht des Herrn von sich, was sie zu geben hatten. Ich betrachtete dieses Schauspiel nur einmal, und zwar in Gesellschaft eines englischen Offiziers, lang, dünn, wie der Typ zu sein pflegt, der ganze Mann, Tuch, Leder, Knöpfe und Striche. Er sagte nichts, und ich auch nicht. Noch jetzt, nach so langer Zeit, ist es mir, als ob es nicht auf Erden war, wo ich das erlebte. Es war in der Hölle, es waren die Verdammten, die wie Schatten dasaßen und für ihre noch lebenden Nächsten zeugten.

Oft habe ich von meinem Wagen aus mit diesen Gefangenen gesprochen, wenn ein Echelon zufällig auf einer Seitenlinie hielt. Die meisten waren stumpf, den anderen leuchtete der Wahnsinn aus den Augen. Da waren auch intelligente Leute, und Leute, die nur nachdenklich und still waren. Ich erinnere mich sogar einiger guter und nicht ungebildeter Leute, die einfach und geradezu von ihrem Unglück erzählen konnten. Und im übrigen waren alle möglichen Sorten Menschen darunter, Zuchthäusler, reine Knaben und Leute, die wie Greise aussahen. Bei vielen war es die alte Geschichte, man hatte sie auf einen Verdacht hin verhaftet, man hatte sie mitgenommen, weil sie den Bolsche-

wisten als Kontoristen, Kutscher usw. gedient hatten, ihre Sache sollte untersucht werden, und dann waren sie mit den anderen ins Lager gekommen und jetzt saßen sie hier schon in der achten Woche oder länger, und fuhren von Stadt zu Stadt und wurden nirgends wegen Platzmangel oder Furcht vor Ansteckung aufgenommen. Am meisten fürchteten sie sich vor dem kommenden Winter. Die Nächte waren bereits kalt, und sie hatten nichts, womit sie sich zudecken konnten. Nur die Reichsten hatten sowohl Hemd wie Hosen. Viele waren nackt, Stiefel habe ich nicht an einem einzigen Bolschewisten bei diesen Transporten gesehen.

Wo mögen alle die Menschen sein, die ich damals sah? Jetzt, wo die Kälte gekommen ist und die Sonne morgens blutrot durch den Nebel blickt, wo das nackte Fleisch an den Eisenteilen der Waggons festfriert? Geht ein Ruck, eine zitternde Bewegung durch die vielen Wagenreihen? Ist es endlich gekommen, das längst in Angst und Beben, aber auch in Hoffnung Erwartete? Hat der Rückzug der Weißen auf der sibirischen Bahnstrecke begonnen?

